Ueber
Kunst und Alterthum.

Von

Goethe.

Vierten Bandes zweytes Heft.

Stuttgard,
in der Cottaischen Buchhandlung.
1823.

10

Inhalt.

Phaethon des Euripides	S. 5
Eigenes und Angeeignetes	— 35
Charon, Neugriechisch	— 49
Cäsar's Triumph nach Mantegna, zweyter Abschnitt	— 51
Faustus, Dedication	— 77
Fürnstein, deutscher Naturdichter	— 79
Fortschritte des Steindrucks	— 99
Möser	— 129
Bannfluch	— 135
Von deutscher Baukunst 1823	— 139
Zu Phaethon des Euripides	— 152
Die tragischen Tetralogien der Griechen	— 158
Zu Charon	— 165

B. I. 10
16509
28

Ueber

Kunst und Alterthum.

Von

Goethe.

Vierten Bandes zweytes Heft.

Stuttgard,
in der Cottaischen Buchhandlung.
1823.

Coburger
Landes-
Bücherei

„Sprich wie du dich immer und immer er-
neust?“
Kannst's auch, wenn du immer am Groſsen
dich freust.
Das Groſse bleibt frisch, erwärmend, bele-
bend;
Im Kleinlichen fröstelt der Kleinliche bebend.

Kunst und Alterthum.

„Was ist denn Kunst und Alterthum,
Was Alterthum und Kunst?“
Genug das eine hat den Ruhm,
Das andre hat die Gunst.

Phaethon,

Tragödie des Euripides.

Versuch einer Wiederherstellung aus Bruchstücken.

Ehrfurchtsvoll an solche köstliche Reliquien herantretend, müssen wir vorerst alles aus der Einbildungskraft auslöschen, was in späterer Zeit dieser einfach großen Fabel angeheftet worden, durchaus vergessen, wie Ovid und Nonnus sich verirren, den Schauplatz derselben ins Universum erweiternd. Wir beschränken uns in einer engen, zusammengezogenen Localität, wie sie der griechischen Bühne wohl gezemen mochte, dahin ladet uns der

Prolog.

Des Okeans, der Thetis Tochter, Klymenen
Umarmt als Gatte Merops dieses Landes Herr,
Das von dem vierbespannten Wagen allererst
Mit leisen Strahlen Phoebus morgendlich begrüſst;
Die Glut des Königs aber wie sie sich erhebt,
Verbrennt das Ferne, Nahes aber mäſsigt sie.
Dies Land benennt ein nachbar-schwarzgefärbtes Volk
Eos die glänzende, des Helios Rossestand.
Und zwar mit Recht, denn rosenfingernd spielt zuerst
An leichten Wölkchen Eos bunten Wechselscherz.
Hier bricht sodann des Gottes ganze Kraft hervor,

Der Tag und Stunden regelnd alles Volk beherrscht,
Von dieser Felsenküsten steilem Anbeginn
Das Jahr bestimmt der breiten ausgedehnten Welt.
So sey ihm denn, dem Hausgott unserer Königs-Burg,
Verehrung, Preis und jedes Morgens frisch Gemüth.
Auch ich der Wächter ihn zu grüſsen hier bereit,
Nach diesen Sommernächten, wo's nicht nachten will,
Erfreue mich des Tages vor dem Tagesblick,
Und harre gern, doch ungeduldig, seiner Glut,
Die alles wieder bildet was die Nacht entstellt.
So sey denn aber heute mehr als je begrüſst
Des Tages Anglanz

Merops der Herrscher seinem kräftig einzigen Sohn
Verbindungsfest mit Gottgezeugter Nymphenzier;
Deshalb sich alles regt und rührt im Hause schon.
Doch sagen andere — Mifsgunst waltet stets im Volk —
Dafs seiner Freuden innigste Zufriedenheit
Der Sohn, den er vermählet heute, Phaethon
Nicht seiner Lenden sey, woher denn aber wohl?
Doch schweige jeder, solche zarte Dinge sind
Nicht glücklich anzurühren, die ein Gott verbirgt.

V. 5. 6. Hier scheint der Dichter durch einen Widerspruch den Widerspruch der Erscheinung auflösen zu wollen; er spricht die Er-

fahrung aus: daß die Sonne das östliche Land nicht versengt, da sie doch so nah und unmittelbar an ihm hervortritt, dagegen aber die südliche Erde, von der sie sich entfernt, so glühend heiß bescheint.

V. 7. 8. Nicht über dem Ocean, sondern diesseits am Rande der Erde suchen wir den Ruheplatz der himmlischen Rosse, wir finden keine Burg wie sie Ovid prächtig auferbaut, alles ist einfach und geht natürlich zu. Im letzten Osten also, an der Welt-Gränze, wo der Ocean ans feste Land umkreisend sich anschließt, wird ihm von Thetis eine herrliche Tochter geboren, Klymene. Helios, als nächster Nachbar zu betrachten, entbrennt für sie in Liebe; sie giebt nach, doch unter der Bedingung, daß er einem aus ihnen entsprossenen Sohn eine einzige Bitte nicht versagen wolle. Indessen wird sie an Merops, den Herrscher jener äußersten Erde, getraut und der ältliche Mann empfängt mit Freuden den im Stillen ihm zugebrachten Sohn.

Nachdem nun Phaethon herangewachsen, gedenkt ihn der Vater, standesgemäß, irgend einer Nymphe oder Halbgöttin zu verheiraten, der Jüngling aber, muthig, ruhm- und herrschsüchtig, erfährt, zur bedeutenden Zeit, daß Helios sein Vater sey, verlangt Bestätigung von der Mutter, und will sich sogleich selbst überzeugen.

Klymene. Phaethon.

Klymene.

So bist du denn dem Ehebett ganz abgeneigt?

Phaethon.

Das bin ich nicht, doch einer Göttin soll ich nahn
Als Gatte, dies beklemmet mir das Herz allein.
Der Freye macht zum Knechte sich des Weibs,
Verkaufend seinen Leib um Morgengift.

Klymene.

O Sohn! soll ich es sagen? dieses fürchte nicht.

Phaethon.

Was mich beglückt zu sagen, warum zauderst du?

Klymene.

So wisse denn auch du bist eines Gottes Sohn.

Phaethon.

Und wessen?

Klymene.

Bist ein Sohn des Nachbargottes Helios,
Der Morgens früh die Pferde hergestellt erregt,
Geweckt von Eos hoch bestimmten Weg ergreift;
Auch mich ergriff. Du aber bist die liebe Frucht.

Phaethon.

Wie? Mutter, darf ich willig glauben was erschreckt.
Ich bin erschrocken vor so hohen Stammes Werth,
Wenn dies mir gleich den ewig innern Flammenruf
Des Herzens deutet, der zum Allerhöchsten treibt.

Klymene.

Befrag ihn selber: denn es hat der Sohn das Recht
Den Vater dringend anzugehn im Lebensdrang.
Erinner' ihn, daſs umarmend er mir zugesagt:
Dir Einen Wunsch zu gewähren, aber keinen mehr.
Gewährt er ihn, dann glaube fest, daſs Helios
Gezeugt dich hat; wo nicht, so log die Mutter dir.

Phaethon.

Wie find' ich mich zur heissen Wohnung Helios?

Klymene.

Er selbst wird deinem Leib bewahren der ihm lieb.

Phaethon.

Wenn er mein Vater wäre, du mir Wahrheit sprächst.

Klymene.

O glaub' es fest! Du überzeugst dich selbst dereinst.

Phaëthon.

Genug! Ich traue deines Worts Wahrhaftigkeit.
Doch eile jetzt von hinnen! denn aus dem Palast
Nahn schon die Dienerinnen, die des schlummernden
Erzeugers Zimmer säubern, der Gemächer Prunk

Tagtäglich ordnen und mit vaterländischen
Gerüchen des Palasts Eingang zu füllen gehn.
65. Wenn dann der greise Vater von dem Schlummer sich
Erhoben und der Hochzeit frohes Fest mit mir
Im Freyen hier beredet, eil' ich flugs hinweg,
Zu prüfen, ob dein Mund, o Mutter, Wahres sprach.

(*Beyde ab*).

Hier ist zu bemerken, daß das Stück sehr früh angeht, man muß es vor Sonnenaufgang denken, und dem Dichter zugeben, daß er in einen kurzen Zeitraum sehr viel zusammenpreßt. Es ließen sich hievon ältere und neuere Beyspiele wohl anführen, wo das Dargestellte in einer gewissen Zeit unmöglich geschehen kann, und doch geschieht. Auf dieser Fiction des Dichters und der Zustimmung des Hörers und

Schauers ruht die oft angefochtene und immer wiederkehrende dramatische Zeit- und Orts-Einheit der Alten und Neuern.

Das nun folgende Chor spricht von der Gegend und was darin vorgeht ganz morgendlich. Man hört noch die Nachtigall singen, wobey es höchst wichtig ist, daß ein Hochzeit-Gesang mit der Klage einer Mutter um ihren Sohn beginnt.

Chor der Dienerinnen.

Leise, leise, weckt mir den König nicht!
Morgenschlaf gönn' ich jedem,
Greisem Haupt zu allererst.
Kaum noch tagt es,
Aber bereitet, vollendet das Werk.
Noch weint im Hain Philomele
Ihr sanft harmonisches Lied;
In frühem Jammer ertönt
Itys, o Itys, ihr Rufen!
Syrinx Ton hallt im Gebirg,
Felsanklimmender Hirten Musik:

Es eilt schon fern auf die Trift
Brauner Füllen muthige Schaar;
Zum wildaufjagenden Waidwerk
Zieht schon der Jäger hinaus;
Am Uferrande des Meers
Tönt des melodischen Schwans Lied.
Und es treibt in die Wogen den Nachen hinaus
Windwehen und rauschender Ruderschlag,
Aufziehn sie die Segel
Aufbläht sich bis zum mittlen Tau das Segel.
So rüstet sich jeder zum andern Geschäft;
Doch mich treibt Lieb' und Verehrung heraus,
Des Gebieters fröhliches Hochzeitfest
Mit Gesang zu begehn: denn den Dienern
Schwillt freudig der Muth bey der Herrschaft
Sich fügenden Festen —

Doch brütet das Schicksal Unglück aus,
Gleich trifft's auch schwer die treuen Hausgenossen.
Zum frohen Hochzeitfest ist dieser Tag bestimmt,
Den betend ich sonst ersehnt,
Daſs mir am festlichen Morgen der Herrschaft das Brautlied
Zu singen einst sey vergönnt.
Götter gewährten, Zeiten brachten
Meinem Herrn den schönen Tag.
Drum tön' o Weihlied zum frohen Brautfest!
Doch seht, aus der Pforte der König tritt
Mit dem heiligen Herold und Phaethon,
Her schreiten die dreye verbunden! O schweig
Mein Mund in Ruh!
Denn Groſses bewegt ihm die Seel' anjetzt:
Hin giebt er den Sohn in der Ehe Gesetz,
In die süſsen bräutlichen Bande.

Der Herold.

Ihr, des Okeanos Strand Anwohnende,
Schweigt und höret!
Tretet hinweg vom Bereich des Palastes!
Stehe von fern, Volk!
Ehrfurcht hegt vor dem nahenden Könige! —
Heil entspriesse
Frucht und Segen dem heitern Vereine,
Welchem ihre Nähe gilt,
Des Vaters und des Sohns, die am Morgen heut
Dies Fest zu weihen beginnen. Drum schweige jeder Mund!

Leider ist die nächste Scene so gut wie ganz verloren; allein man sieht aus der Lage selbst, daß sie von herrlichem Inhalt seyn könnte. Ein Vater der seinem Sohne ein feyerlich Hochzeitfest bereitet, dagegen ein Sohn der seiner Mutter erklärt hat, daß er unter diesen Anstalten sich wegschleichen und ein gefährliches Aben-

teuer unternehmen wolle, machen den wirksamsten Gegensatz und wir müßten uns sehr irren, wenn ihn Euripides nicht auch dialectisch zur Sprache geführt hätte.

Und da wäre denn zu vermuthen, daß wenn der Vater zu Gunsten des Ehestands gesprochen, der Sohn dagegen auch allenfalls argumentirt habe; die wenigen Worte, die bald auf den angeführten Chor folgen

Merops.

— — — — — denn wenn ich Gutes sprach —

geben unserer Vermuthung einiges Gewicht; aber nun verläßt uns Licht und Leuchte. Setzen wir voraus, daß der Vater den Vortheil, das Leben am Geburtsorte fortzusetzen, herausgehoben, so paßt die ablehnende Antwort des Sohns ganz gut:

Phaethon.

Auf Erden grünet überall ein Vaterland.

Gewiß wird dagegen der wohlhäbige Greis

den Besitz, an dem er so reich ist, hervorheben und wünschen daß der Sohn in seine Fußtapfen trete; da könnten wir denn diesem das Fragment in den Mund legen:

Phaethon.

Es sey gesagt! den Reichen ist es eingezeugt
Feige zu seyn; was aber ist die Ursach des?
Vielleicht dass Reichthum, weil er selber blind,
Der Reichen Sinn verblendet wie des Glücks.

Wie es denn aber auch damit beschaffen mag gewesen seyn, auf diese Scene folgte nothwendig ein abermaliger Eintritt des Chors. Wir vermuthen, daß die Menge sich hier zum Festzuge angestellt und geordnet, woraus schönere Motive hervorgehen als aus dem Zuge selbst. Wahrscheinlich hat hier der Dichter nach seiner Art das Bekannte, Verwandte,

Herkömmliche in das Kostum seiner Fabel eingeflochten.

Indeß nun Aug' und Ohr des Zuschauers freudig und feyerlich beschäftigt sind, schleicht Phaethon weg, seinen göttlichen eigentlichen Vater aufzusuchen. Der Weg ist nicht weit, er darf nur die steilen Felsen hinabsteigen, an welchem die Sonnenpferde täglich heraufstürmen, ganz nah da unten ist ihre Ruhestätte; wir finden kein Hinderniß uns unmittelbar vor den Marstall des Phöbus zu versetzen.

Die nunmehr folgende, leider in dem Zusammenhang verlorne Scene war an sich vom größten Interesse, und machte mit der vorhergehenden einen Contrast, welcher schöner nicht gedacht werden kann. Der irdische Vater will den Sohn begründen wie sich selbst, der himmlische muß ihn abhalten sich ihm gleich zu stellen.

Sodann bemerken wir noch folgendes; wir nehmen an, daß Phaethon hinabgehend mit sich nicht einig gewesen, welches Zeichen seiner Abkunft er sich vom Vater erbitten solle; nur als

er die angespannten Pferde hervorschnauben sieht, da regt sich sein kühner, des Vaters werther, göttlicher Muth und verlangt das Uebermäßige, seine Kräfte weit Uebersteigende.

Aus Fragmenten läßt sich vielleicht folgendes schließen: die Anerkennung ist geschehen, der Sohn hat den Wagen verlangt, der Vater abgeschlagen.

Phoebus.

Den Thoren zugesell' ich jenen Sterblichen,
Den Vater, der den Söhnen, ungebildeten,
Den Bürgern auch des Reiches Zügel überläſst.

Hieraus läßt sich muthmaßen daß Euripides nach seiner Weise das Gespräch ins Politische spielt, da Ovid nur menschliche, väterliche, wahrhaft rührende Argumente vorbringt.

Phaethon.

Ein Anker rettet nicht das Schiff im Sturm,
Drey aber wohl. Ein einziger Vorstand ist der Stadt
Zu schwach, ein zweyter auch ist Noth gemeinem Heil.

Wir vermuthen daß der Widerstreit zwischen Ein- und Mehrherrschaft umständlich sey verhandelt worden. Der Sohn ungeduldig zuletzt mag thätlich zu Werke gehn und dem Gespann sich nahen.

Phoebus.

Berühre nicht die Zügel
Du Unerfahrner, o mein Sohn! den Wagen nicht
Besteige, Lenkens unbelehrt.

Es scheint Helios habe ihn auf rühmliche Thaten, auf kriegerische Heldenübungen hinge-

wiesen, wo soviel zu thun ist; ablehnend versetzt der Sohn:

Phaethon.

Den schlanken Bogen hafs' ich, Spiefs und Uebungsplatz.

Der Vater mag ihm sodann im Gegensatz auf ein idyllisches Leben hinweisen

Phoebus.

Die kühlenden,
Baumschattenden Gezweige, sie umarmen ihn.

Endlich hat Helios nachgegeben. Alles Vorhergehende geschieht vor Sonnenaufgang; wie denn auch Ovid gar schön durch das Vorrücken der Aurora den Entschluß des Gottes beschleunigen läßt; der höchst besorgte Vater unterrichtet hastig den auf den Wagen stehenden Sohn.

Phoebus.

So siehst du obenum den Aether gränzenlos,
Die Erde hier im feuchten Arm des Oceans.

ferner:

So fahre hin! den Dunstkreis Lybiens meide doch,
Nicht Feuchte hat er, sengt die Räder dir herab.

Die Abfahrt geschieht, und wir werden glücklicher Weise durch ein Bruchstück benachrichtigt wie es dabey zugegangen; doch ist zu bemerken, daß die folgende Stelle Erzählung sey und also einem Boten angehöre.

Angelos.

Nun fort! zu den Plejaden richte deinen Lauf! —
Dergleichen hörend rührte die Zügel Phaethon

Und stachelte die Seiten der Geflügelten.
So gings, sie flogen zu des Aethers Höh'.
Der Vater aber, schreitend nah dem Seitenroſs,
Verfolgte warnend: dahin also halte dich!
So hin! den Wagen wende dieserwärts!

Wer nun der Bote gewesen, läßt sich so leicht nicht bestimmen; dem Local nach könnten gar wohl die früh schon ausziehenden Hirten der Verhandlung zwischen Vater und Sohn von ihren Felsen zugesehen, ja sodann, als die Erscheinung an ihnen vorbeystürmt, zugehört haben. Wenn aber und wo erzählt wird, ergiebt sich vielleicht am Ende.

Der Chor tritt abermals ein, und zwar in der Ordnung wie die heilige Ehstandsfeyer nun vor sich gehen soll. Erschreckt wird aber die Menge durch einen Donnerschlag aus klarem Himmel, worauf jedoch nichts weiter zu erfolgen scheint. Sie erholen sich obgleich von

Ahnungen betroffen, welche zu köstlichen lyrischen Stellen Gelegenheit geben mußten.

Die Katastrophe, daß Phaethon, von dem Blitze Zeus getroffen, nah vor seiner Mutter Hause niederstürzt, ohne daß die Hochzeitfeyer dadurch sonderlich gestört werde, deutet abermals auf einen enggehaltenen, lakonischen Hergang und läßt keine Spur merken von jenem Wirrwarr, womit Ovid und Nonnus das Universum zerrütten. Wir denken uns das Phänomen als wenn mit Donnergepolter ein Meteorstein herabstürzte, in die Erde schlüge und sodann alles gleich wieder vorbey wäre. Nun aber eilen wir zum Schluß, der uns glücklicher Weise meistens erhalten ist.

Klymene.

(Dienerinnen tragen den todten Phaethon.)

Erinnys ist's, die flammend hier um Leichen webt,
Die Götterzorn traf; sichtbar steigt der Dampf empor!

Ich bin vernichtet! — Tragt hinein den todten Sohn! —
O rasch! Ihr hört ja wie der Hochzeit Feyersang
Anstimmend mein Gemahl sich mit den Jungfraun naht.
Fort, fort! Und schnell gereinigt, wo des Blutes Spur
Vom Leichnam sich vielleicht hinab zum Boden stahl!
O eilet, eilet Dienerinnen! Im Gemach
Will ich ihn bergen, wo des Gatten Gold sich häuft,
Das zu verschlieſsen mir alleinig angehört.
O Helios, glanzleuchtender! Wie hast du mich
Und diesen hier vernichtet! Ja, Apollon nennt
Mit Recht dich, wer der Götter dunkle Namen weiſs.

Chor.

Hymen, Hymen!
Himmlische Tochter des Zeus, dich singen wir
Aphrodite! Du, der Liebe Königin,
Bringst süſsen Verein den Jungfrauen,
Herrliche Kypris, allein dir, holde Göttin,
Dank ich die heutige Feyer;
Dank auch bring' ich dem Knaben,
Den du hüllst in aetherischen Schleyer,
Daſs er leise vereint.

Ihr beyde führt
Unserer Stadt groſsmächtigen König,
Ihr den Herrscher in dem goldglanzstrahlenden
Pallast zu der Liebe Freuden.
Seliger du, o gesegneter noch als Könige,
Der die Göttin heimführt,
Und auf unendlicher Erde
Allein als der Ewigen Schwäher
Hoch sich preisen hört!

Merops.

Du geh' voran uns! Führe diese Mädchenschaar
Ins Haus und heiſs mein Weib den Hochzeitreihen jetzt
Mit Festgesang zu aller Götter Preis begehn.
Zieht Hymnen singend um das Haus und Hestia's
Altäre, welcher jedes frommen Werks Beginn
Gewidmet seyn muſs — — — — — — —
— — — — — — — — aus meinem Haus
Mag dann der Festchor zu der Göttin Tempel ziehn.

Diener.

O König! eilend wandt' ich aus dem Haus hinweg
Den schnellen Fuſs; denn wo des Goldes Schätze du,

Die herrlichen, bewahrest, dort — ein Feuerqualm
Schwarz aus der Thüre Fugen mir entgegen dringt.
An leg' ich rasch das Auge; doch nicht Flammen sieht's,
Nur innen ganz geschwärzt vom Dampfe das Gemach.
O eile selbst hinein, dafs nicht Hephästos Zorn
Dir in das Haus bricht und in Flammen der Palast
Aufloht am frohen Hochzeittage Phaethon's!

Merops.

Was sagst du? Sieh denn zu ob nicht vom flammenden
Weihrauch des Altars Dampf in die Gemächer drang!

Diener.

Rein ist der ganze Weg von dort und ohne Rauch.

Merops.

Weiſs meine Gattin, oder weiſs sie nichts davon?

Diener.

Ganz hingegeben ist sie nur dem Opfer jetzt.

Merops.

So geh' ich; denn es schafft aus unbedeutendem
Ursprunge das Geschick ein Ungewitter gern.
Doch du des Feuers Herrin, o Persephone,
Und du, Hephästos, schützt mein Haus mir gnadenreich!

Chor.

O wehe, weh mir Armen! wohin eilt
Mein beflügelter Fuſs? Wohin?
Zum Aether auf? Soll ich in dunkelem Schacht

Der Erde mich bergen?
O weh mir! Entdeckt wird die Königin,
Die verlorene! Drinnen liegt der Sohn,
Ein Leichnam geheim.
Nicht mehr verborgen bleibt Zeus Wetterstrahl,
Nicht die Glut mehr, mit Apollon die Verbindung nicht.
O Gottgebeugte! Welch ein Jammer stürtzt auf dich?
Tochter Okean's
Eile zum Vater hin,
Fasse sein Knie
Und wende den Todesstreich von deinem Nacken!

Merops.

O Wehe! — Weh!

Chor.

O hört ihr ihn, des greisen Vaters Trauerton?

Merops.

O weh! — mein Kind!

Chor.

Dem Sohne ruft er, der sein Seufzen nicht vernimmt,
Der seiner Augen Thränen nicht mehr schauen kann.

Nach diesen Wehklagen erholt man sich, bringt den Leichnam aus dem Palast und begräbt ihn. Vielleicht daß der Bote dabey auftritt und nacherzählt, was noch zu wissen nöthig; wie denn vermuthlich die von Vers 143 — 149 eingeschaltete Stelle hierher gehört.

Klymene.

— — — — — — — doch der Liebste mir
Vermodert ungesalbt im Erdengrab.

Eigenes und Angeeignetes.

Der Irrthum ist viel leichter zu erkennen, als die Wahrheit zu finden; jener liegt auf der Oberfläche, damit läßt sich wohl fertig werden; diese ruht in der Tiefe, danach zu forschen ist nicht jedermans Sache.

Wir alle leben vom Vergangnen und gehen am Vergangenen zu Grunde.

Wie wir was Großes lernen sollen, flüchten wir uns gleich in unsre angeborne Armseligkeit und haben doch immer etwas gelernt.

Den Deutschen ist nichts daran gelegen zusammen zu bleiben, aber doch für sich zu bleiben. Jeder, sey er auch welcher er wolle, hat so ein eignes Fürsich, das er sich nicht gern möchte nehmen lassen.

Die empirisch-sittliche Welt besteht größtentheils nur aus bösem Willen und Neid.

Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens, deßwegen schadet's dem Dichter nicht abergläubisch zu seyn.

Das Leben, so gemein es aussieht, so leicht es sich mit dem Gewöhnlichen, dem Alltäglichen zu begnügen scheint, hegt und pflegt doch immer gewisse höhere Forderungen im Stillen, und sieht sich nach Mitteln um sie zu befriedigen.

Mit dem Vertrauen ist es eine wunderliche Sache. Hört man nur Einen, der kann sich

irren oder sich betrügen; hört man viele, die sind in demselbigen Falle und gewöhnlich findet man da die Wahrheit gar nicht heraus.

Unreine Lebensverhältnisse soll man niemand wünschen; sie sind aber für den, der zufällig-hinein geräth, Prüfsteine des Charakters und des Entschiedensten was der Mensch vermag.

Ein beschränkter ehrlicher Mensch sieht oft die Schelmerey der feinsten Mächler (Faiseurs) durch und durch.

Wer keine Liebe fühlt, muß schmeicheln lernen, sonst kommt er nicht aus.

Gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wehren; man muß ihr zum Trutz handeln, und das läßt sie sich nach und nach gefallen.

Die Menge kann tüchtige Menschen nicht entbehren, und die Tüchtigen sind ihnen jederzeit zur Last.

Wer meine Fehler überträgt, ist mein Herr und wenn's mein Diener wäre.

Memoiren von oben herunter oder von unten hinauf, sie müssen sich immer begegnen.

Wenn man von den Leuten Pflichten fordert und ihnen keine Rechte zugestehen will, muß man sie gut bezahlen.

Das sogenannte Romantische einer Gegend, ist ein stilles Gefühl des Erhabenen unter der Form der Vergangenheit, oder was gleich lautet, der Einsamkeit, Abwesenheit, Abgeschiedenheit.

Der herrliche Kirchengesang: Veni Creator Spiritus ist ganz eigentlich ein Appel an's Ge-

nie; deßwegen er auch geist- und kraftreiche Menschen gewaltig anspricht.

Das Schöne ist eine Manifestation geheimer Natur-Gesetze, die uns ohne dessen Erscheinung ewig wären verborgen geblieben.

Aufrichtig zu seyn, kann ich versprechen, unpartheiisch zu seyn, aber nicht.

Der Undank ist immer eine Art Schwäche. Ich habe nie gesehen, daß tüchtige Menschen wären undankbar gewesen.

Wir alle sind so bornirt, daß wir immer glauben Recht zu haben; und so läßt sich ein außerordentlicher Geist denken, der nicht allein irrt, sondern so gar Lust am Irrthum hat.

Reine mittlere Wirkung zur Vollendung des Guten und Rechten ist sehr selten; gewöhn-

lich sehen wir Pedanterie, welche zu retardiren, Frechheit, die zu übereilen strebt.

Worte und Bild sind Correlate, die sich immerfort suchen, wie wir an Tropen und Gleichnissen genugsam gewahr werden. So von jeher, was dem Ohr nach innen gesagt oder gesungen war, sollte dem Auge gleichfalls entgegen kommen. Und so sehen wir in kindlicher Zeit in Gesetzbuch und Heilsordnung, in Bibel und Fibel, sich Wort und Bild immerfort balanciren. Wenn man aussprach was sich nicht bilden, bildete was sich nicht aussprechen ließ, so war das ganz recht; aber man vergriff sich gar oft, und sprach statt zu bilden, und daraus entstanden die doppelt bösen symbolisch-mystischen Ungeheuer.

„Wer sich mit Wissenschaften abgiebt, leidet erst durch Retardationen, und dann durch Präoccupationen. Die erste Zeit wollen die Menschen dem keinen Werth zugestehen, was

wir ihnen überliefern; und dann gebärden sie sich, als wenn ihnen alles schon bekannt wäre, was wir ihnen überliefern könnten.“

Eine Sammlung von Anecdoten und Maximen ist für den Weltmann der größte Schatz, wenn er die ersten an schicklichen Orten ins Gespräch einzustreuen, der letzten im treffenden Falle sich zu erinnern weiß.

Man sagt: studiere Künstler die Natur! Es ist aber keine Kleinigkeit aus dem Gemeinen das Edle, aus der Unform das Schöne zu entwickeln.

Wo der Antheil sich verliert, verliert sich auch das Gedächtniß.

Die Welt ist eine Glocke die einen Riß hat, sie klappert aber klingt nicht.

Die Zudringlichkeiten junger Dilettanten

muß man mit Wohlwollen ertragen, sie werden im Alter die wahrsten Verehrer der Kunst und des Meisters.

Wenn die Menschen recht schlecht werden, haben sie keinen Antheil mehr als die Schadenfreude.

Gescheute Leute sind immer das beste Conversations-Lexicon.

Es giebt Menschen die gar nicht irren, weil sie sich nichts Vernünftiges vorsetzen.

Kenne ich mein Verhältniß zu mir selbst und zur Außenwelt, so heiß' ich's Wahrheit. Und so kann jeder seine eigene Wahrheit haben, und es ist doch immer dieselbige.

Das Besondere unterliegt ewig dem Allgemeinen; das Allgemeine hat ewig sich dem Besondern zu fügen.

Vom eigentlich Productiven ist niemand Herr und sie müßen es alle nur so gewähren lassen.

Wem die Natur ihr offenbares Geheimniß zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrer würdigsten Auslegerin, der Kunst.

Die Zeit ist selbst ein Element.

Der Mensch begreift niemals wie anthropomorphisch er ist.

Ein Unterschied, der dem Verstand nichts giebt, ist kein Unterschied.

In der Phanerogamie ist noch so viel cryptogamisches, daß Jahrhunderte es nicht entziffern werden.

Die Verwechselung eines Consonanten mit

dem andern möchte wohl aus Unfähigkeit des Organs, die Verwandlung der Vokale in Diphthongen aus einem eingebildeten Pathos entstehen.

Wenn man alle Gesetze studieren sollte, so hätte man gar keine Zeit sie zu übertreten.

Man kann nicht für jederman leben, besonders für die nicht, mit denen man nicht leben möchte.

Der Appell an die Nachwelt entspringt aus dem reinen lebendigen Gefühl, daß es ein Unvergängliches gebe und, wenn auch nicht gleich anerkannt, doch zuletzt aus der Minorität sich der Majorität werde zu erfreuen haben.

Geheimnisse sind noch keine Wunder.

I Convertiti stanno freschi appresso di me.

Leichtsinnige, leidenschaftliche Begünstigung problematischer Talente war ein Fehler meiner frühern Jahre, den ich niemals ganz ablegen konnte.

Ich möchte gern ehrlich mit dir seyn, ohne daß wir uns entzweyten, das geht aber nicht. Du benimmst dich falsch und setzest dich zwischen zwey Stühle, Anhänger gewinnst du nicht und verlierst deine Freunde. Was soll daraus werden!

Es ist ganz einerley, vornehm oder gering seyn, das Menschliche muß man immer ausbaden.

Die liberalen Schriftsteller spielen jetzt ein gutes Spiel, sie haben das ganze Publicum zu Suppleanten.

Wenn ich von liberalen Ideen reden höre, so verwundere ich mich immer, wie die Men-

schen sich gern mit leeren Wortschällen hinhalten; eine Idee darf nicht liberal seyn. Kräftig sey sie, tüchtig, in sich selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag productiv zu seyn erfülle; noch weniger darf der Begriff liberal seyn, denn der hat einen ganz andern Auftrag.

Wo man die Liberalität aber suchen muß, das ist in den Gesinnungen und diese sind das lebendige Gemüth.

Gesinnungen aber sind selten liberal, weil die Gesinnung unmittelbar aus der Person, ihren nächsten Beziehungen und Bedürfnissen hervorgeht.

Weiter schreiben wir nicht; an diesem Maaßstab halte man, was man tagtäglich hört.

Es sind immer nur unsere Augen, unsere Vorstellungs-Arten, die Natur weiß ganz allein was sie will, was sie gewollt hat.

Gieb mir wo ich stehe!

Archimedes.

Nimm dir wo du stehest!

Nose.

Behaupte wo du stehst!

G.

Allgemeines Causal-Verhältniß das der Beobachter aufsucht, und ähnliche Erscheinungen einer allgemeinen Ursache zuschreibt; an die nächste wird selten gedacht.

Einem Klugen widerfährt keine geringe Thorheit.

Bey jedem Kunstwerk, groß oder klein, bis ins Kleinste kommt alles auf die Conception an.

Es giebt eine Poesie ohne Tropen, die ein einziger Tropus ist.

Ein alter gutmüthiger Examinator sagt einem Schüler ins Ohr:

Etiam nihil didicisti,

und läßt ihn für gut hingehen.

Das Fürtreffliche ist unergründlich, man mag damit anfangen was man will.

Aemilium Paulum — virum in tantum laudandum, in quantum intelligi virtus potest.

Ich habe mich so lange um's Allgemeine bemüht, bis ich einsehen lernte was vorzügliche Menschen im Besondern leisten.

Charon.

Neugriechisch.

Die Bergeshöhn warum so schwarz?
Woher die Wolkenwoge?
Ist es der Sturm der droben kämpft,
Der Regen, Gipfel peitschend?
Nicht ist's der Sturm der droben kämpft,
Nicht Regen, Gipfel peitschend;
Nein Charon ist's, er saust einher,
Entführet die Verblichnen;
Die Jungen treibt er vor sich hin,
Schleppt hinter sich die Alten;
Die Jüngsten aber, Säuglinge,
In Reih' gehenkt am Sattel.
Da riefen ihm die Greise zu,
Die Jünglinge sie knieeten:

„O Charon halt! halt am Geheg',
Halt an beym kühlen Brunnen!
Die Alten da erquicken sich,
Die Jugend schleudert Steine,
Die Knaben zart zerstreuen sich
Und pflücken bunte Blümchen."

Nicht am Gehege halt' ich still,
Ich halte nicht am Brunnen;
Zu schöpfen kommen Weiber an,
Erkennen ihre Kinder,
Die Männer auch erkennen sie,
Das Trennen wird unmöglich.

Cäsar's Triumphzug,

gemalt von Mantegna.

Zweyter Abschnitt.

---

1) Ursprung, Wanderung, Beschaffenheit der Bilder.

2) Fernere Geschichte derselben. Sammlungen Carls I. von England.

3) Mantegna's eigene Kupferstiche in Bezug auf den Triumph.

4) Zeugniß von Vasari mit Bemerkungen darüber.

5) Allgemeine Betrachtung, und Mißbilligung seiner falschen Methode von hinten hervor zu beschreiben.

6) Emendation der Bartschischen Auslegung.

7) Schwerdtgeburths Zeichnung.

I.

Mantegna lebte 1451 bis 1517 und malte, in seiner besten Zeit, auf Anregen seines großen Gönners, Ludwig Gonzaga, Herzogs von Mantua, gedachten Triumphzug für den Palast in der Nähe des Klosters St. Sebastian. Der Zug ist nicht auf die Wand, nicht im unmittelbaren Zusammenhange gemalt, sondern in neun abgesonderten Bildern, vom Platze beweglich, daher sie denn auch nicht an Ort und Stelle geblieben. Sie kamen vielmehr unter Carl I., welcher als ein großer Kunstfreund die köstlichsten Schätze zusammenbrachte und also auch den Herzog von Mantua auskaufte, nach London und blieben daselbst, obgleich nach seinem unglücklichen Tode die meisten Besitzungen dieser Art durch eine Auction verschleudert wurden.

Gegenwärtig befinden sie sich, hochgeehrt im Palaste Hamptoncourt, neun Stücke, alle von gleicher Größe, völlig quadrat, jede Seite neun Fuß, mit Wasserfarben auf Papier ge-

malt, mit Leinwand unterzogen, wie die Raphaelischen Cartone, welche denselben Palast verherrlichen.

Die Farben dieser Bilder sind höchst mannigfaltig, wohl erhalten und lebhaft; die Hauptfarben in allen ihren Abstufungen, Mischungen und Uebergängen zu sehen; dem Scharlach steht anderes Hell- und Tiefroth entgegen, an Dunkel- und Hellgelb fehlt es nicht, Himmelblau zeigt sich, Blaßblau, Braun, Schwarz, Weiß und Gold.

Die Gemälde sind überhaupt in gutem Zustande, besonders die sieben ersten; die zwey letzteren, ein wenig verbleicht, scheinen von der Zeit gelitten zu haben, oder abgerieben zu seyn, doch ist dies auch nicht bedeutend. Sie hangen in vergoldeten Rahmen neun Fuß hoch über dem Boden, drey und drey auf drey Wände vertheilt; die östliche ist eine Fensterseite, und folgen sie, von der südlichen zur nördlichen, völlig in der Ordnung wie sie Andreas Andreani numerirt hat.

Erwähnung derselben thut Hamptoncourt-Guide, Seite 19 mit wenigen Worten; nicht viel umständlicher das Prachtwerk: The History of the Royal Residences of Windsor Castle, St. James's Palace p. p. By W. H. Pyne. In three Volumes. London 1819, welches gerade diesem Zimmer keine bildliche Darstellung gegönnt hat.

Vorstehende nähere Nachricht verdanken wir der Gefälligkeit eines in England wohnenden deutschen Freundes, des Hrn. Dr. Noehden, welcher nichts ermangeln läßt, das in Weimar angeknüpfte schöne Verhältniß auch in der Ferne dauerhaft und in Wechselwirkung zu erhalten. Auf unser zutrauliches Ansuchen begab er sich wiederholt nach Hamptoncourt, und alles was wir genau von Maaß, Grund, Farben, Erhaltung, Aufstellung und so weiter angeben, ist die Frucht seiner aufmerksamen Genauigkeit.

2.

Die frühste Neigung der Engländer zur Kunst mußte sich, in Ermangelung inländischer Talente, nach auswärtigen Künstlern und Kunstwerken umsehen. Unter Heinrich dem Achten arbeitete Holbein viel in England. Was unter Elisabeth und Jacob dem Ersten geschehen, wäre noch zu untersuchen. Der hoffnungsvolle Kronprinz Heinrich, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts geboren, hatte viel Sinn für die Künste und legte bedeutende Sammlungen an. Als er vor dem achtzehnten Jahre mit Tode abging, erbte Carl der Erste mit der Krone, die Sammlung des Bruders und seine Liebhaberey. Rubens und van Dyk werden als Künstler beschäftigt, als Kunstkenner zu Sammlungen behülflich.

Die Sammlung des Herzogs von Mantua wird angekauft, mit ihr also die neun Tafeln Triumphzug. Ueber das Jahr sind wir nicht genau belehrt, es muß aber zwischen 1625 und 1642 fallen, indem nachher, während

der Bürgerkriege, Geldmangel dem König dergleichen Acquisitionen untersagte.

„Nach des Königs Ermordung wurde sowohl sein als seiner Gemalin und Prinzen Vermögen der Nation heimgefallen erklärt und, durch einen Parlements-Beschluß vom März 1649, auctionsweise zum Verkauf angeboten, worunter auch sämmtliche Kunstwerke und Gemälde. Aber erst den folgenden Juny faßte die Gemeine, um ihr neues Gemeingut desto kräftiger zu befestigen, über die Verwendung des persönlichen Vermögens des letzten Königs, der Königin und Prinzen, einen Beschluß. Sie erließ einen Befehl, alles zu verzeichnen, zu schätzen und zu verkaufen, ausgenommen solche Theile, welche zum Gebrauch des Staates vorzubehalten seyen; jedoch mit solcher Vorsicht, um alle Nachrede einzelnen Interesses zu vermeiden, daß kein Glied des Hauses sich damit befasse. In diese Schätzung und Verkauf waren eingeschlossen, heu dolor! die ganze Sammlung von edlen Gemälden, alten Sta-

tuen und Büsten, welche der letzte König mit gränzenlosen Kosten und Mühen von Rom und allen Theilen Italiens herbeygeschafft hatte."

Ein Verzeichniß dieser höchst kostbaren Merkwürdigkeiten, wovon jetzt gar manche den Palästen des Louvre und Escurials, auch mancher ausländischen Fürsten zur Verherrlichung dienen, mit Schätzungs- und Verkaufspreisen, ward unter folgenden Titel 1757 in London gedruckt: A Catalogue and Description of King Charles the First's Capital Collection of Pictures, Bronzes, Limnings, Medals, Statues and other Curiosities.

Nun heißt es auf der fünften Seite: Gemälde zu Hamptoncourt No. 332, geschätzt 4675 Pfund 10 Schill., darunter waren:

1) Neun Stück, der Triumphzug des Julius Cäsar, gemalt von Andreas Mantegna, geschätzt 1000 Pfund.

2) Herodias, St. Johannes Haupt in ei-

ner Schüssel haltend, von Titian, geschätzt 150 Pfund.

Die größere Anzahl der Gemälde, welche den übrigen Werth von 3525 Pfund 10 Schillinge ausmachte, ist nicht einzeln aufgeführt.

Da nun aber hieraus hervorgeht, daß Carl der Erste die Gemälde Mantegna's besessen, so wird noch zum Ueberfluß dargethan, woher sie zu ihm gekommen; folgendes diene zur Erläuterung.

„König Carls Museum war das berühmteste in Europa, er liebte, verstand und schätzte die Künste. Da er nicht das Glück hatte, große Malergeister unter seinen Unterthanen zu finden, so rief er die geschicktesten Meister anderer Nationen herbey, mit rühmlicher Vorliebe, um sein eigenes Land zu bereichern und zu unterrichten. Auch beschränkte er seinen Aufwand keineswegs auf lebende Künstler: denn außer einzelnen Stücken kaufte er die be-

rühmte Sammlung des Herzogs von Mantua, nachdem er vorher eine Grundstiftung gelegt hatte von dem was er von seinem Bruder erbte, dem liebenswürdigen Prinzen Heinrich, der, wie man aus dem Catalog sieht, auch außer andern würdigen Eigenschaften, Geschmack für Gemälde besaß, und einen edlen Eifer, die Künste zu ermuntern."

„Glücklicherweise sind diese so oft belobten Bilder in England geblieben, und wohl auch noch andere, die wir dort bewundern. Ob zufällig wollen wir nicht entscheiden: denn die Clausel des republicanischen Beschlusses, daß man zurückhalten könne was zum Gebrauch des Staates dienlich sey, ließ ja gar wohl zu, daß jene zwar gewaltsamen, aber keineswegs rohen und unwissenden Machthaber das Beste auf den nunmehr republikanischen Schlössern zurück behielten."

Dem sey nun wie ihm sey, der Engländer, dem wir die bisherige Aufklärung schuldig sind, äußert sich folgendermaßen: „Der Streich

der die Königswürde so tief niederlegte, zerstreute zugleich die königliche tugendsame Sammlung. Die ersten Cabinette von Europa glänzen von diesem Raube, die wenigen guten, in den königlichen Palästen zerstreuten Stücke sind bey uns nur kümmerliche Ueberreste von dem was gesammelt oder wieder versammelt war von König Carls glänzenden Gallerien. Man sagt die Holländer hätten Vieles angekauft und Einiges seinem Sohne wieder überlassen. Der beste Theil aber bleibt begraben in der Düsterniß, wenn er nicht gar untergeht in den Gewölben des Escurials."

3.

Mantegna's Kupferstiche werden hochgehalten wegen Charakter und meisterhafter Ausführung, freylich nicht im Sinne neuer Kupferstecherkunst. Bartsch zählt ihrer sieben und zwanzig, die Copien mitgerechnet; in England befinden sich nach Noehden siebenzehn, darunter sind auf den Triumphzug bezüglich nur viere;

No. 5, 6 und 7, die sechste doppelt, aber umgekehrt, worauf ein Pilaster.

Ein englischer noch lebender Kenner hegt die Ueberzeugung, daß nicht mehr als genannte vier Stücke vorkommen, und auch wir sind der Meynung, daß Mantegna sie niemals alle neun in Kupfer gestochen habe. Uns irret keineswegs, daß Strutt in seinem biographischen Wörterbuche der Kupferstecher, Band II. Seite 120 sich folgendermaßen ausdrückt: „Der Triumph des Julius Cäsar, gestochen nach seinen eigenen Gemälden, in neun Platten mittlerer Größe, beynahe viereckig. Eine vollständige Sammlung dieser Kupfer ist äußerst rar, copirt aber wurden sie von Andreas Andreani.“

Wenn denn nun auch Baldinucci in seiner Geschichte der Kupferstecherkunst sagt: Mantegna habe den Triumphzug des Julius Cäsar während seines Aufenthaltes in Rom in Kupfer gestochen, so darf uns dieses keineswegs zum Wanken bringen; vielmehr können wir denken,

daß der außerordentliche Künstler diese einzelnen Vorarbeiten in Kupfer, wahrscheinlich auch in Zeichnungen die verloren oder unbekannt sind, gemacht und bey seiner Rückkehr nach Mantua das Ganze höchst wundersam ausgeführt.

Und nun sollen die aus der innern Kunst entnommenen Gründe folgen, die uns berechtigen dieser Angabe kühnlich zu widersprechen. Die Nummern fünf und sechs, (Bartsch 12, 13.), von Mantegna's eigener Hand, liegen, durch Glück und Freundesgunst, neben den Platten von Andreani uns vor Augen. Ohne daß wir unternehmen mit Worten den Unterschied im Besonderen auszudrücken, so erklären wir im Allgemeinen, daß aus den Kupfern etwas Ursprüngliches durchaus hervorleuchte; man sieht darin die große Conception eines Meisters, der sogleich weiß was er will, und in dem ersten Entwurf unmittelbar alles Nöthige der Hauptsache nach darstellt und einander folgen läßt. Als er aber an eine Ausführung im Großen zu denken hatte, ist es wundersam zu

beobachten und zu vergleichen, wie er hier verfahren. — Jene ersten Anfänge sind völlig unschuldig, naiv, obschon reich, die Figuren zierlich, ja gewissermaßen nachlässig und jede im höchsten Sinne ausdrucksvoll; die andern aber, nach den Gemälden gefertigt, sind ausgebildet, kräftig, überreich, die Figuren tüchtig, Wendung und Ausdruck kunstvoll, ja mit unter künstlich; man erstaunt über die Beweglichkeit des Meisters bey entschiedenem Verharren; da ist alles dasselbe, und alles anders; der Gedanke unverrückt, das Walten der Anordnung völlig gleich, im Abändern nirgends gemäkelt noch gezweifelt, sondern ein anderes höheren Zweck erreichendes ergriffen.

Daher haben jene ersten eine Gemüthlichkeit ohne Gleichen, weil sie unmittelbar aus der Seele des großen Meisters hervortraten, ohne daß er an eigentliche Kunstzwecke gedacht zu haben scheint. Wir würden sie einem liebenswürdigen häuslichen Mädchen vergleichen, um welche zu werben ein jeder Jüngling sich ge-

neigt fühlen müßte; in den andern aber, den ausgeführten, würden wir dieselbe Person wieder finden, aber als entwickelte, erst verheyrathete junge Frau, und wenn wir jene einfach gekleidet, häuslich beschäftigt gesehen, finden wir sie nun in aller Pracht, womit der Liebende das Geliebte so gern ausschmückt. Wir sehen sie in die Welt hervorgetreten bey Festen und Tänzen, wir vermissen jene, indem wir diese bewundern. Doch eigentlich darf man die Unschuld nicht vermissen, wo sie einem höheren Zwecke aufgeopfert ist.

Wir wünschen einem jeden wahren Kunstfreunde diesen Genuß und hoffen, daß er dabey unsere Ueberzeugung gewinnen solle.

In dieser werden wir nur um so mehr bestärkt durch das was Herr Dr. Noehden von dem dritten Kupfer des Mantegna, welches Bartsch nicht hat, in Vergleichung mit der siebenten Tafel des Andreas Andreani meldet: „Wenn auf den beyden andern Blättern, Nummer fünf und sechs, gegen die Gemälde Ab-

änderungen vorkommen, so sind sie noch stärker bey der gegenwärtigen Nummer. Die edlen Gefangenen werden zwar vorgeführt, allein die höchst liebliche Gruppe der Mutter mit Kindern und Aeltermutter fehlt ganz, welche also später von dem Künstler hinzugedacht worden. Ferner ist ein gewöhnliches Fenster auf dem Kupferstiche dargestellt, aus welchem drey Personen heraussehen; in dem Gemälde ist es ein breites gegittertes Fenster, als welches zu einem Gefängniß gehört, hinter welchem mehrere Personen, die man für Gefangene halten kann, stehen. Wir betrachten dies als eine übereinstimmende Anspielung auf den vorübergehenden Zug, in welchem ebenfalls Veränderungen Statt gefunden."

Und wir von unserer Seite sehen hier eine bedeutende Steigerung der künstlerischen Darstellung und überzeugen uns, daß dieses Kupfer, wie die beyden andern, dem Gemälde vorgegangen.

4.

Vasari spricht mit großem Lobe von diesem Werke, und zwar folgendermaßen: „Dem Marchese von Mantua, Ludwig Gonzaga, einem großen Gönner und Schätzer von Andreas Kunstfertigkeit, malte er, bey St. Sebastian in Mantua, Cäsars Triumphzug, das Beste was er jemals geliefert hat. Hier sieht man in schönster Ordnung den herrlich verzierten Wagen (*), Verwandte, Weihrauch und Wohlgerüche, Opfer, Priester, bekränzte geweihte Stiere, Gefangene, von Soldaten eroberte Beute, geordneten Heereszug, Elephanten, abermals Beute, Victorien, Städte und Festungen auf verschiedenen Wagen; zugleich auch abgebildet gränzenlose Trophäen auf Spießen und Stangen, auch mancherley Schutz-Waffen für Haupt und Rumpf, Ausputz, Zierat, unendliche Gefäße. Unter der Menge bemerkt man ein Weib, das einen Knaben an der Hand führt, der weinend einen Dorn im Fuß-

chen sehr anmuthig und natürlich der Mutter hinweis't. (**).

In diesem Werke hat man auch abermals einen Beweis von seiner schönen Einsicht in die perspectivischen Künste; denn indem er seine Bodenfläche über dem Auge anzunehmen hatte, so ließ er die ersten Füße an der vorderen Linie des Planums vollkommen sehen, stellte jedoch die folgenden desselben Gliedes mehr perspectivisch gleichsam sinkend vor, so daß nach und nach Füße und Schenkel dem Gesetz des Augpunctes gemäß sich verstecken.

Eben so hält er es auch mit Beute, Gefäßen, Instrumenten und Zieraten; er läßt nur die untere Fläche sehen, die obere verliert sich ebenfalls nach denselben Regeln. Wie er denn überhaupt Verkürzungen darzustellen besonders geschickt war."

Mit einem solchen (*) Sternchen haben wir vorhin eine Lücke angedeutet, die wir nunmehr ausfüllen wollen. Vasari glaubt in einem nahe vor dem Triumphwagen stehenden

Jüngling einen Soldaten zu sehen, der den Sieger mitten in der Herrlichkeit des Festzuges mit Schimpf- und Schmähreden zu demüthigen gedenkt, welche Art von übermüthiger Gewohnheit aus dem Alterthume wohl überliefert wird. Allein wir glauben die Sache anders auslegen zu müssen; der vor dem Wagen stehende Jüngling hält auf einer Stange, gleichsam als Feldzeichen, einen Kranz, in welchem die Worte veni, vidi, vici, eingeschrieben sind; dies möchte also wohl dem Schluß die Krone aufsetzen. Denn wenn vorher auf mancherley Bändern und Banderolen an Zinken und Posaunen, auf Tafeln und Täfelchen schon Cäsar genannt und also diese Feyerlichkeit auf ihn bezogen wird, so ist doch hier zum Abschluß das höchste Verdienst einer entscheidenden Schnelligkeit verkündet und ihm von einem frohen Anhänger vorgehalten, woran bey genauerer Betrachtung wohl kein Zweifel übrig bleiben möchte.

(**) Das zweyte Zeichen deutet abermals

auf eine vom Vasari abweichende Meynung. Wir fragten nämlich, da auf dem Andreanischen Blatte No. 7 dieser vom Vasari gerühmte Dorn nicht zu entdecken war, bey Herrn Dr. Noehden in London an, in wiefern das Gemälde hierüber Auskunft gebe; er eilte dieser und einiger andern Anfragen wegen, gefälligst nach Hamptoncourt und ließ nach genauer Untersuchung sich folgendermaßen vernehmen:

„An der linken Seite der Mutter ist ein Knabe (vielleicht drey Jahre alt), welcher an dieselbe hinaufklimmen will. Er hebt sich auf der Zehe des rechten Fußes, seine rechte Hand faßt das Gewand der Mutter, welche ihre Linke nach ihm herabgestreckt und mit derselben seinen linken Arm ergriffen hat, um ihm aufzuhelfen. Der linke Fuß des Knaben hat sich vom Boden gehoben, dem Anscheine nach blos zu Folge des aufstrebenden Körpers. Ich hätte es nie errathen, daß ein Dorn in diesen Fuß getreten, oder der Fuß auf irgend eine andere Weise verwundet wäre, da das

Bild, wenn meine Augen nicht ganz wunderlich trügen, gewiß nichts von der Art zeigt. Das Bein ist zwar steif aufgezogen, welches sich freylich zu einem verwundeten Fuße passen würde; aber dies reimt sich eben so gut mit dem blos in die Höhe strebenden Körper. Der ganz schmerzenlose Ausdruck des Gesichtes bey dem Knaben, welcher heiter und froh, obgleich begierig hinaufsieht, und der ruhige Blick der herabsehenden Mutter, scheinen mir der angenommenen Verletzung ganz zu widersprechen. An dem Fuße selbst müßte man doch wohl eine Spur der Verwundung, z. B. einen fallenden Blutstropfen bemerken; aber durchaus nichts ähnliches ist zu erkennen. Es ist unmöglich, daß der Künstler, wenn er ein solches Bild dem Zuschauer hätte eindrücken wollen, es so zweifelhaft und versteckt gelassen haben könnte. Um ganz ohne Vorurtheil bey der Sache zu verfahren, fragte ich den Diener, welcher die Zimmer und Gemälde im Schlosse zu Hamptoncourt zeigt, und der mehrere Jahre lang dieses Ge-

schäft verwaltet hat, einen ganz mechanischen kenntnißlosen Menschen, ob er etwas von einem verwundeten Fuße, oder einem Dornstich an dem Knaben bemerkte. Ich wollte sehen, welchen Eindruck die Darstellung auf das gemeine Auge und den gemeinen Verstand machte. „Nein," war die Antwort, „davon läßt sich nichts erkennen: es kann nicht seyn, der Knabe sieht ja viel zu heiter und froh aus, als daß man ihn sich verwundet denken könnte." Ueber den linken Arm der Mutter ist, so wie bey dem rechten, ein rothes Tuch oder Shawl geworfen, und die linke Brust ist ebenfalls ganz entblößt.

Hinter dem Knaben, zur linken Seite der Mutter, steht gebückt eine ältliche Frau, mit rothem Schleiertuche über dem Kopfe. Ich halte sie für die Großmutter des Knaben, da sie so theilnehmend um sie beschäftigt ist. In ihrem Gesichte ist auch nichts von Mitleiden, welches doch wahrscheinlich ausgedrückt worden wäre, wenn das Enkelchen an einer Dorn-

wunde litte. In der rechten Hand scheint sie die Kopfbedeckung des Knaben (ein Hütchen oder Käppchen) zu halten, und mit der linken berührt sie den Kopf desselben."

5.

Sieht man nun die ganze Stelle, wodurch uns Vasari über diesen Triumphzug hat belehren wollen, mit lebendigem Blick an, so empfindet man alsbald den inneren Mangel einer solchen Vortragsweise; sie erregt in unserer Einbildungskraft nur einen wüsten Wirrwarr und läßt kaum ahnen, daß jene Einzelnheiten sich klar in eine wohlgedachte Folge reihen würden. Schon darin hat es Vasari gleich Anfangs versehen, daß er von hinten anfängt und vor allem auf die schöne Verziertheit des Triumphwagens merken läßt; daraus folgt denn, daß es ihm unmöglich wird, die voraustretenden gedrängten, aber doch gesonderten Schaaren, ordnungsgemäß auf einander folgen zu lassen, vielmehr greift er auffallende Gegen-

stände zufällig heraus, daher denn eine nicht zu entwirrende Verwickelung entsteht.

Wir wollen ihn aber deshalb nicht schelten, weil er von Bildern spricht die ihm vor Augen stehen, von denen er glaubt daß jedermann sie sehen wird. Auf seinem Standpuncte konnte die Absicht nicht seyn, sie den Abwesenden oder gar Künftigen, wenn die Bilder verloren gegangen, zu vergegenwärtigen.

Ist dieses doch auch die Art der Alten, die uns oft in Verzweiflung bringt. Wie anders hätte Pausanias verfahren müssen, wenn er sich des Zweckes hätte bewußt seyn können, uns durch Worte über den Verlust herrlicher Kunstwerke zu trösten! Die Alten sprachen als gegenwärtig zu Gegenwärtigen, und da bedarf es nicht vieler Worte. Den absichtlichen Redekünsten Philostrats sind wir schuldig, daß wir uns einen deutlichern Begriff von verlornen köstlichen Bildern aufzubauen wagen.

6.

Bartsch in seinem peintre graveur, Band XIII. Seite 234 spricht unter der eilften Nummer der Kupferstiche des Andreas Mantegna: „Der römische Senat begleitet einen Triumph. Die Senatoren richten ihren Schritt gegen die rechte Seite, auf sie folgen mehrere Krieger, die man zur linken sieht, unter welchen einer besonders auffällt, der mit der Linken eine Hellebarde faßt, am rechten Arme ein ungeheures Schild tragend. Der Grund läßt zur Rechten ein Gebäude sehen, zur Linken einen runden Thurm. Mantegna hat dieses Blatt nach einer Zeichnung gestochen, die er bey seinem Triumphzug Cäsars wahrscheinlich benutzen wollte, wovon er jedoch keinen Gebrauch gemacht hat."

Wie wir dieses Blatt auslegen, ist in dem ersten Aufsatze über Mantegna im vorigen Stücke zu ersehen, deshalb wir unsere Ueberzeugung nicht wiederholen, sondern nur bey dieser Gelegenheit den Dank, den wir unserm

verewigten Bartsch schuldig sind, auch von unserer Seite gebührend abstatten.

Hat uns dieser treffliche Mann in den Stand gesetzt, die bedeutendsten und mannigfaltigsten Kenntnisse mit weniger Mühe zu gewinnen, so sind wir, in einem andern Betracht, auch schuldig ihn als Vorarbeiter anzusehen, und hie und da, besonders in Absicht auf die gebrauchten Motive, nachzuhelfen; denn das ist ja eben eins der größten Verdienste der Kupferstecherkunst, daß sie uns mit der Denkweise so vieler Künstler bekannt macht, und, wenn sie uns die Farbe entbehren lehrt, das geistige Verdienst der Erfindung auf das sicherste überliefert.

7.

Um nun aber sowohl uns als andern theilnehmenden Kunstfreunden den vollen Genuß des Ganzen zu verschaffen, ließen wir durch unseren geschickten und geübten Kupferstecher Schwerdtgeburth diesen abschließenden Nachzug,

völlig in der Dimension der Andreanischen Tafeln und in einer den Holzstock sowohl in Umrissen als Haltung nachahmenden Zeichnungsart, ausführen, und zwar in umgekehrter Richtung, so daß die Wandelnden nach der Linken zu schreiten. Und so legen wir dieses Blatt unmittelbar hinter den Triumphwagen Cäsar's, wodurch denn, wenn die zehn Blätter hinter einander gesehen werden, für den geistreichen Kenner und Liebhaber das anmuthigste Schauspiel entsteht, indem etwas von einem der außerordentlichsten Menschen vor mehr als drey hundert Jahren intentionirt zum erstenmal zur Anschauung gebracht wird.

Faustus.

Dedication.

Ye wav' ring images, are near again,
As once ye visited, my gloomy mind!
And may I hold you? Is my heart as then
To Fancy's high imaginings inclin'd?
Ye crowd around me! Well then, as ye wind
From clouds and darkness be your power seen;
My bosom swells with youthful fire, refin'd
By the sweet breath, that were your train has been,
Still leaves a magic odour fresh o'er all the scene.

With you arise the joys of time gone bye,
And many a lovely shadow flits along;
First love and friendship in dim forms are nigh
Like some half-living half-forgotten song;
The sorrows of my youth around me throng,
Grief treads again life's labyrinthine ways,
And tells me of the friends whom Fortune's wrong
Has robb'd of many, many happy days,
And torn from me to plunge into the night's dark maze.

They hear me not, those kindred souls, for whom
In youth I sang; burst is that circle gay
Which round me once in friendship us'd to bloom,
The echo of those times has died away;
And now to stranger ears is pour'd my lay,
To those whose praises, when they loudest sound,
But make me sad; the partners of my May
Who in their old friend's verse had pleasure found,
Live not, or live dispersed upon some far off ground.

The aspiration for the world of shades
Revives within me, and my strain
Now swells to joy — now into sadness fades,
Like Aeol's harp — I shudder; and again
Tears coursing tears adown my old cheeks rain;
My heart relents with feelings long unknown!
The present is to me, unreal, vain;
Distant is all that now I call my own;
The past again is real, and the past alone.

Deutscher Natur-Dichter.

Anton Fürnstein ist gegenwärtig neun und dreyßig Jahr alt, und schon seit seinem achten, an Armen und Beinen zusammengezogen, in dem krüppelhaftesten Zustand. Seine Geistesbildung hat er dem früheren Umgang mit Studierenden und dem Lesen guter Bücher zu verdanken. Anfangs und lange genügten ihm Romane, welche sodann durch gute deutsche Dichter verdrängt wurden; erst später las er Geschichte, Geographie und solche wissenschaftliche Werke, zu deren Verständniß er mit seinen erworbenen Vorbegriffen auslangte. Da ihm das Vermögen mangelte, die zu einem regelmäßig-geistigen Fortschreiten nöthigen Bü-

cher anzuschaffen, konnte ihm deren Auswahl nicht zu Gebote stehen; immer entschied nur Gelegenheit und Zufall seine Lectüre.

Vor ohngefähr vier Jahren bildete sich in Falkenau ein kleiner Verein, welchem auch Fürnstein beytrat. Jedes Mitglied verpflichtete sich in der vierzehntägigen Versammlung ein Gedicht oder eine Erzählung vorzulesen, welches denn auch traulich und regelmäßig geschah. Hier empfand Fürnstein den ersten Anreiz sich in solchen Ausarbeitungen zu versuchen, und man mußte ihm zugestehen, daß er in diesen Bemühungen nicht zurückblieb.

Er lebt übrigens von seinem geringen Vermögen, von der Unterstützung seiner Geschwister, die ihn liebevoll behandeln. Auf einem Stuhlwagen durch Wohlwollende fortgeschoben, bewegt er sich im Freyen, mit einem Buche in der Ha , oft nachsinnend, wo denn auch meistens seine Gedichte entstehen; denn zu Hause ist er durch das Getöse der vielen Kinder und das polternde Webergewerbe seiner

Geschwister, mit denen er gemeinschaftlich wohnen muß, durchaus gestört.

Uebrigens wird die gewöhnliche gute Laune Fürnsteins selten getrübt, er ist gern in Gesellschaft gebildeter Menschen und verdient in Rücksicht seiner Moralität das beste Zeugniß.

Als ich aus Falkenau zu Fuß mit Freunden herausging, fand ich ihn auf meinen Pfaden in seinem Sesselwägelchen zusammengekrümmt, ein herzergreifender Anblick; denn gekauzt wie er war, hätte man ihn mit einem mäßigen Kubus bedecken können. Er begrüßte mich freundlich, deutete auf sein Elend und bezeugte guten Muth, indessen ich ihn kaum anzusehen wagte. Bey flüchtigem Blick jedoch, mußt' ich gar bald erkennen, wie auf diesem entstellten Körper sich ein Cerebralsystem ausgebildet hatte, womit eine regelmäßige Gestalt gar wohl hätte zufrieden seyn können.

Ueber solche Talente sagten wir schon an einem anderen Orte folgendes: „Unsere Natur-

poeten sind gewöhnlich mehr mit rhythmischen als dichterischen Fähigkeiten geboren, man gesteht ihnen zu, daß sie die nächste Umgebung treulich auffassen, landesübliche Charaktere, Gewohnheiten und Sitten mit großer Heiterkeit genau zu schildern verstehen, wobey sich denn ihre Production, wie alle poetischen Anfänge, gegen das Didaktische, Belehrende, Sittenverbessernde gar löblich hinneigt."

Von unserem Fürnstein kann man noch hinzufügen: alle seine Productionen schmückt eine gewisse Anmuth, die das unternommene Ganze zu beleben weiß; da ist Gegenwart der offenen Natur, Behagen sich beschränkender Geselligkeit, Genuß und Hoffnung, und bey allem ein menschlicher edler Ernst, dem eine reine Gottesverehrung gar wohl ansteht.

Es war die Rede von irgend einer Aufgabe, die ich ihm zurücklassen sollte. Nun war ich längst überzeugt, daß man gerade solche Talente, die sich aus dem Gemeinen hervorgehoben, wieder ins Gewöhnliche zurückweisen solle und

dazu erschien mir nichts Wünschenswertheres, dem Individuum Zusagendes, den Charakter der Nation Ehrendes als Gewerbs- und Handwerkslieder.

Die Engländer haben noch ein Weberlied aus den Zeiten Heinrich des Achten und seiner großen Nachfolgerin, von dem sie mit Liebe sprechen, und ich dachte erst dem guten Manne ein Gleiches aufzugeben; weil ich ihn aber nicht an das Klappern und Rasseln der Weberstühle, die ihn so oft in das Freye hinaustreiben, sogleich erinnern wollte, so wählte ich einen Gegenstand, der jenes freundliche Thal eigentlich belebt und unschätzbar macht. Es ist der Hopfenbau, der die gestreckten Hügel hinter der Stadt in stundenlangen Reihen ziert; ein unübersehbarer Garten in der Nähe, ein weit verbreitetes Buschwerk in der Ferne. Wie er diese Aufgabe gelös't, wie er thätig beginnt und alles was zu thun ist, eins nach dem andern einschärft, dabey ein sittliches Wort mit einschlingt und immer so fortfährt, und diese

Neben den Weinreben anzunähern versteht, bedarf keiner Auslegung; das Ganze liegt hell, heiter und unter sonnigem günstigen Himmel, und wird von einem jeden an Ort und Stelle, besonders zu recht thätiger Arbeitszeit, gewiß mit dem größten Interesse empfunden werden. Ich möchte diese Gedichte die Aufsteigenden nennen, sie schweben noch am Boden, verlassen ihn nicht, gleiten aber sanft darüber hin.

G.

Der Ausdruck „Naturdichter,“ wie sehr er auch zu den leicht beholfenen Zusammensetzungen unserer Sprache gehören mag, in denen man sich auf's halbe Wort zu verstehen geneigt und gewöhnt ist, spricht doch deutlich genug das worauf es ankommt aus: den Gegensatz eines Ursprünglichen mit einem Erworbenen, einer Anlage mit einer Fertigkeit, und giebt dabey zugleich eine gewisse Bewunderung

und Freude, wie man sie an allem Ursprünglichen, Reinen, und Intacten zu haben pflegt, mit zu erkennen.

Ein natürliches Vermögen also, und ein ihm gegenüber, nicht entgegen stehendes Bewußtseyn, das wir auch wohl Theorie, Kunst, Regeln u. s. w. zu benennen pflegen, wird anerkannt, und zwar als der erste wesentliche Bestandtheil, als der Gehalt; aber zugleich die An- und Zumuthung an ein wirkendes bewußtes Kunstgesetz beseitigt.

So begabte Individuen sind das Eigenthum aller Zeiten; aber ihr Stand, Bezüg und Verhältniß zur Außenwelt, zu Natur und Menschheit, sind nicht zu allen Zeiten dieselben.

In dem ersten Beginnen des gesellschaftlichen Zustandes, unter Nationen die sich zu bilden anfangen, sind solche Talente als diejenigen anzusehen, durch welche alles Wissen und Denken, Sage und Mythus, Geschichte und Philosophie eines Volkes, Gestaltung und Einkleidung erhalten hat; aus denen die ersten ge-

feyerten Barden und Sänger hervorgegangen sind, welche nur als die Blüthen und Gipfel dieser ersten Naturpflanzen angesehen werden mögen.

In den Zeiten der verbreiteten, gesteigerten Cultur, wo Muster und Vorbilder, und davon abstrahirte Regeln und Theorien aller Art vorhanden sind, welche auch die schwächsten Anlagen zu steigern, wenn auch nicht zu ersetzen vermögen, kann man dergleichen ursprüngliche Talente, als sich selbst überlassen, kaum nur in den untersten, alles Unterrichts wie aller Bildung ermangelnden Volksklassen voraussetzen.

Denn in einer jeden höheren bemächtigt sich einer solchen Anlage die Doctrin dergestalt, daß sie dadurch sich entweder in einen alles versuchenden Dilettantismus verwandelt, oder, wenn sie wirklich urkräftig und nachhaltig ist, nur durch ein ernstes Studium in eine besonnene, kraft- und zweckbewußte Kunstfertigkeit ausbildet.

Wird nun aber ein solches Talent dennoch, wie die Erfahrung lehrt, auch in den untersten Ständen, in der arbeitenden und dienenden Classe angetroffen; so befindet es sich in dem einen von beyden Fällen: entweder hat und behält es seinen Wirkungskreis gänzlich in dem Stande, in der Sphäre, worin es geboren und aufgetreten, wo denn das eigentliche Volkslied ihm seine Entstehung verdankt, ohne jemals sein Verdienst namentlich zu beurkunden; oder es gelingt ihm in Berührung und Umgang mit den Höheren und Gebildeteren zu kommen, und sich von deren Wissen und Können Manches rhapsodistisch anzueignen, und so als eine Art von Vermittler zwischen Jenen und seiner Classe aufzutreten, indem es die Unteren und seines Gleichen zu sich heranwirkt, den Höheren aber Aufmerksamkeit abnöthigt, und durch die Manierlichkeit seines Auftretens sie anlockt sich mit ihm einzulassen und des Eintritts in ihre Kreise würdig zu halten.

Ist bey einem Talent des ersten Falles von

Urtheil und Geschmack nicht die Rede, sondern nur von Wahrheit und Natürlichkeit, welche eine derbe und figürliche Ausdrucksweise characterisirt; so kann bey einem Talent des letztern Falles sogar eine Ungleichheit, ein Zwiespalt sich ergeben, der aus der Vermischung von Edlem und Gemeinem, Natürlichem und Conventionellem, Naivem und Sentimentalem entsteht, und den Genuß an seinen Productionen stört, indem unvergorene Elemente verschiedener Sphären obwalten, welche das Individuum nicht zu gefälliger Einheit zu verschmelzen im Stande gewesen.

Und diese widerwärtige Erscheinung mag nun freylich oft genug eintreten; wenigstens erklärt sich uns in solcher Voraussetzung am leichtesten der Umstand, daß so manchen der Gebildeten eine Art von Apprehension gegen diese halbwüchsigen Naturerzeugnisse auf dem Boden der Cultur und Kunst anwandelt, und er mehr Abneigung als Neugier empfindet, der-

gleichen Producte kennen zu lernen und seiner Aufmerksamkeit werth zu achten.

Eine solche Besorgniß, ein so ungünstiges Vorurtheil wird nun glücklicher Weise durch unsern Natur-Dichter weder veranlaßt noch gerechtfertigt. Im Gegentheil wird auch der Sprödeste mit Bewunderung und Freude wahrnehmen, wie überall ein sich gleichbleibender Gehalt, in entsprechender reiner Form, und angemessenem, richtigem und zierlichem Ausdruck sich darstellt; und zwar in einem solchen Grade, daß wohl hier und da unbedeutende Abweichungen von den zum Theil conventionellen Gesetzen des Rhythmus und der Prosodie, jedoch nicht mehr als selbst bey den gebildeten und gelehrten Dichtern, keineswegs aber Verstöße, welche die Einheit der Empfindung, die Richtigkeit des Sinnes, und die Schicklichkeit des Gefühls beleidigten, anzutreffen seyn möchten.

Wie mannigfaltig der Kreis seiner Gegenstände, und welcher Abwechslung von Gefühl, und dem gemäßer Behandlung er fähig ist,

davon mögen folgende vier in Ton und Inhalt ganz verschiedene Gedichte ein rühmliches Zeugniß ablegen.

R.

Der Hopfenbau.

Nehmt die Hacke flink zur Hand,
Eilet in die Felder;
Seht schon grünt das Wiesenland,
Und das Haar der Wälder;
Weste wehen sanft und lau,
Auf, beginnt den Hopfenbau! —

Macht den Stock von Erde frey
Nach bekannter Weise,
Und die Keime pflückt dabey
Euch zur Leckerspeise;
Schneidet was veraltet ist,
Daß er frisch und kräftig sprießt.

Gebt dann Fichtenstangen hin,
  Daß die schlanken Reben
Rankend um dieselben ziehn
  Und empor sich heben;
So zum Stärkern wird gesellt
  Was nicht eigne Kraft erhält.

Sorget, wenn sich Unkraut mehrt,
  Daß man es vernichte,
Weil es das Gedeihen stört
  Aller edlen Früchte;
Wie die Tugend nicht gedeiht,
  Wo das Laster Saamen streut.

Wenn die Reben unser Thal
  Ueppig dann umkränzen,
Dran im Abendsonnenstrahl
  Goldne Früchte glänzen,
Wandeln durch das dunkle Grün
  Wir mit freud'ger Hoffnung hin.

Doch nicht lang wird dieß Gewand
  Unsre Fluren schmücken,
Weil wir mit geschäft'ger Hand
  Bald die Früchte pflücken;
Dann getrocknet geben sie
  Reichen Lohn für unsre Müh!

Wo die heiß're Sonnengluth
  Nicht die Flur durchdringet,
Und das edle Traubenblut
  Nicht zur Reife bringet,
Dort der menschliche Verstand
  Andern Labetrank erfand.

Wer des Trankes froh genießt,
  Preise uns're Reben,
Die alljährlich — wie ihr wißt —
  Uns den Hopfen geben;
Weil nur dessen würz'ge Kraft
  Geist und Dauer ihm verschafft.

Drum Bewohner Falkenau's,
Brave Flurgenossen!
Pfleget eures Hopfenbau's
Ferner unverdrossen;
Laßt uns Müh' und Fleiß nicht scheun,
Wohlstand bringt uns sein Gedeihn.

Ermunterung im Winter.

Nach Salis.

Seht nun in Ruhe die spendende Erde!
Wärmende Flocken bedecken das Land;
Wenn auch der Herbst sie der Gaben entleerte,
Trägt sie darum doch kein Trauergewand.
Merket die Güte des Schöpfers! — wie weise
Deckt er die Erde mit starrender Haft;
Wisset er giebt ihr, beschützt von dem Eise,
Ferner zum Wohlthun erneuerte Kraft.

Ueberall herrscht nun ein heiliges Schweigen,
Stumm sind die fröhlichen Sänger im Hain;
Bald werden wieder von knospenden Zweigen
Frohe Verkünder des Lenzes sie seyn.
Laßt die Erschöpfte nun ruhen und schlafen,
Uns bleibt zur Freude noch mancher Genuß;
Seht, um uns neues Vergnügen zu schaffen,
Macht zur krystallenen Bahn sie den Fluß.

Leicht und behende schlüpft knarrend der Schlitten
Auf der geglätteten Ebene hin;
Kehren zurück wir zu unseren Hütten,
Setzen wir kosend uns um den Kamin. —
Hören wir heulende Nordwinde sausen
Um unsere Hütte so schneidend und hohl,
Fernen Gewittern gleich toben und brausen,
Ist uns am warmen Kamine so wohl.

Kürzet die Nächte mit Singen und Scherzen
Oefter in traulichen Zirkeln vereint;
Leuchten doch freundlich die flackernden Kerzen,
Wenn auch die strahlende Sonne nicht scheint.

Wollt ihr denn immer nur tanzen und schwärmen,
So wie die Mücken in sonniger Gluth?
Kann uns denn nicht auch der Ofen erwärmen?
Thaut er nicht freundlich das starrende Blut? —

Wandelt die rauheren Pfade auf Erden
Duldend in tröstender Hoffnung Geleit;
Hoffnung erleichtert uns alle Beschwerden,
Hoffnung beflügelt die Schritte der Zeit.
Wenn uns mit mancherley Blumengewinden
Täuschend der Nordwind die Fenster bemalt,
Denket sie blühen auf sonnigen Gründen
Bald uns in lieblicher Farbengestalt.

Laßt uns auch dürftige Brüder erquicken,
Oeffnen dem Mitleid die fühlende Brust;
Wohlthun erfüllt sie mit stillem Entzücken,
Wohlthun giebt himmlische, selige Lust. —
Hört ihr im heulenden Sturm ein Gewimmer,
Eines Erstarrten matt stöhnendes Ach,
Gönnt ihm ein Plätzchen im wärmenden Zimmer
Unter dem freundlichen, schützenden Dach.

Freunde! wer immer so treu wie die gute
Mutter Natur seine Pflichten gethan,
O! der entschlummert mit fröhlichem Muthe,
Kömmt einst die Nacht seines Lebens heran! —
Freudig kehrt er aus dem Leben zurücke,
So wie zum Vater ein liebendes Kind;
Jenseits erwartet ihn dauerndes Glücke,
Wo keine wechselnden Jahrszeiten sind.

An den April.

Es schimpf' und schmähe wer da will,
Und speye Gift und Galle
Auf dich, mein werther Herr April!
Ich lob' in jedem Falle
Den Unbestand — nennt's ungetreu! —
Mehr, als das ewige Einerley,
Das uns einmal hienieden
Gar bald pflegt zu ermüden.

Du bringst bald warmen Sonnenschein,
  Bald Regen, Frost und Schauer;
Stürmst manchmal wild im Tag hinein,
  Doch nie von langer Dauer.
Du kleidest, wenn dir Luna lacht,
  Dich in des starren Winters Tracht,
Und pflegst, der Sonne wegen,
  Sie wieder abzulegen.

Es sind nach einem alten Spruch —
  Wie du der Mädchen Herzen,
Die oft in einen Athemzug
  Bald weinen, zürnen, scherzen;
Und doch, trotz ihrem Wankelmuth,
  Ist man den holden Kindern gut;
Ja, ist ihr Groll vorüber,
  Hat man sie desto lieber.

Wer immer finstre Mienen macht,
  Hat bald die Gunst verloren,
Wer immer scherzt, und immer lacht,
  Hält man für einen Thoren;

Drum treibe du dein Wechselspiel!
Nur frieren laß es nicht zu viel;
Und laß die Norde schweigen,
Wenn sich die Blüthen zeigen.

Fortschritte des Steindrucks.

Vor etwa zwey Jahren wurde im zweyten Hefte des dritten Bandes: Ueber Kunst und Alterthum, Nachricht von den Fortschritten der Lithographie und ihrem damaligen Zustande gegeben, zugleich auch die besten der uns bekannt gewordenen Blätter aus diesem Kunstfach angezeigt. Jenen Bericht nun fortsetzend und uns in allem auf denselben beziehend, theilen wir Folgendes mit.

Noch immer zeichnen sich die lithographischen Anstalten zu München und in Stuttgard als die vorzüglichsten aus, durch vollkommener werdende Technik sowohl als durch eigentlichen innern und wahren Kunstgehalt mehrerer ihrer

Blätter. Von dem großen Werk nach Gemälden der Münchner Gallerie sind uns sechs neue Lieferungen zu Gesicht gekommen, nämlich die 25. 26. 27. 28. 29. und 30ste, deren Blätter, mit Ausnahme der zuletzt genannten Lieferung, welche überhaupt ein weniger anziehendes Aeußere erhalten hat, sämmtlich fehlerfrey gedruckt sind, auch im Allgemeinen betrachtet, als treffliche Nachbildungen achtbarer Gemälde können angesehen werden. Hieher zählen wir nun besonders, von Piloti gezeichnet, ein männliches Bildniß, ganze Figur, nach van Dyck; die Himmelfahrt Mariä, nach dem schönen Gemälde des Guido Reni, und was den Kopf betrifft auch das Brustbild eines Capuziners nach Mengs, die Hände und das Gewand aber an diesem Stück mögen wir nicht loben.

Einige schätzbare Blätter hat Franz Dahmen gezeichnet. Der schöne Kopf eines Knaben, nach C. Dolce, welcher vielleicht den jungen Christus vorstellen soll, und eine Maria dem Christkind Blumen reichend, nach eben

diesem Meister, verdienen unsern Beyfall, weil sie das eigenthümlich Sanfte und Gefällige der Orginale treu wieder geben. Zwey andere Blätter, nach Gemälden von Gerard Dow, und eines nach F. Micris empfehlen sich durch sorgfältige Ausführung und durch richtigen geistreichen Ausdruck.

Unter die besten Blätter der angezeigten neuesten Lieferungen gehört auch ein mit sehr vielem Geist, Fleiß, Geschmack und schöner malerischer Wirkung vom Professor Zimmermann nach van Dyck gezeichnetes Bildniß in ganzer Figur. Eben so geistreich und eben so treu den Charakter des Originals darstellend, wiewohl dieses einer ganz anderen Zeit und sehr verschiedenem Kunstgeschmack angehört, ist das Bild des Franz von Sickingen in ganzer Statur, ritterlich gewaffnet vor seinem Pferde stehend, nach Albrecht Dürer, von W. Flachenecker. Von demselben trefflichen Zeichner enthält eine andere Lieferung die heilige Barbara, nach H. Holbein, mit nicht min-

der löblichen Kunstfleiß und redlicher Treue behandelt. Noch gedenken wir mit Vergnügen zweyer Landschaften nach Ruysdael, die eine von C. Auer, die andere von Sedlmayr gezeichnet; letztere, mit einem wild über Felsen sich stürzenden Strom und einem auf einer Berghöhe gelegenen alten Schloß, ist noch neben der schönen kräftigen Ausführung als vortreffliche Composition zu schätzen. Eine dritte sehr angenehme Landschaft nach J. Winants hat ebenfalls Sedlmayer gezeichnet.

Von den übrigen in München geschehenen lithographischen Unternehmungen, deren in unserm ersten Bericht Erwähnung gethan worden, ist uns nicht bewußt, ob sie weitern Fortgang gehabt oder ruhen, denn wir haben keine neuern Blätter derselben gesehen.

Dagegen hat man sich in Stuttgard sehr thätig erwiesen, und es sind nun von dorther bereits sechs Lieferungen, zusammen achtzehn Blätter enthaltend, nach Gemälden aus der berühmten Sammlung des Herrn Boisseree und

Bertram in den Händen der Liebhaber, alle ohne Ausnahme mit der Sorgfalt und Zartheit behandelt, die man in Herrn Strixners lithographischen Arbeiten zu finden schon gewohnt ist. Vier aber von diesen Blättern zeichnen sich durch Vorzüglichkeit der Musterbilder, nach denen sie gezeichnet sind, wie nicht weniger durch ihre eigenthümlichen Verdienste aus. St. Christoph, nach Hemmling, bringt außer dem Colorit alle Verdienste dieses vortrefflichen kleinen Bildes in lebhafte Erinnerung. Der Erzengel Michael und ein vor ihm knieender, in seinen Schutz sich empfehlender Mann, nach Mabuse, scheint uns als lithographische Arbeit noch besser gelungen, der Kopf des Engels wunderlieblich und auf das zarteste vollendet; an der reichen goldnen Rüstung des Engels aber hat der Künstler eine wahre Probe unverwüstlicher Geduld ruhmwürdig bestanden.

Ertheilten wir in dem frühern Bericht der zu dieser Folge lithographischer Blätter gehörigen Verkündigung nach Joh. van Eyck großes

Lob, so gebührt dem später erschienenen Gegenbild, die Darstellung im Tempel, nach eben demselben Meister, nicht weniger Beyfall; ja es ist das letztere Blatt wie uns dünkt noch zarter behandelt, mit noch treuerem Fleiß dem Original nachgebildet. Und so betrachten wir auch das Bildniß des Cardinals Carl von Bourbon, Erzbischoffs zu Lion, ebenfalls nach einem Gemälde des J. van Eyck, als eine der gelungensten lithographischen Arbeiten.

In Berlin ist, nach dem Muster des Münchner Gallerie-Werks, unternommen worden aus dem dortigen reichen Schatz von Gemälden der verschiedenen Königl. Sammlungen die vorzüglichsten Stücke durch lithographische Blätter dem kunstliebenden Publikum bekannter zu machen, und bereits ist von diesem Werk unter dem Titel: Königlich Preußische Gemälde-Gallerie, der erste Heft in vier Blättern erschienen. Das erste Bild stellt ein männliches Bildniß nach Christoph Amberger dar, daß zweyte die heilige Familie nach Lui-

ni, das dritte St. Johannes den Evangelisten nach Carl Dolce, und das vierte einen jungen Christus, Brustbild nach L. da Vinci. Wenn wir diese Blätter mit dem Gallerie-Werk von München, oder mit den Steindrücken aus Stuttgard zusammenhalten, so stehen sie jenem und diesen in der künstlerischen Behandlung der Tafeln, wie nicht weniger in Beschaffenheit der Abdrücke, bey weitem nach; auch mag man zweifeln, ob die nachgebildeten Gemälde gerade für den vorhabenden Zweck verständig ausgewählt waren.

In Wien haben die Anstalten des Steindrucks lebhaften Fortgang; wir können indessen, da uns nur Fortsetzungen schon angezeigter Werke und einzelne andere Blätter bekannt geworden, keine bestimmte Rechenschaft über etwa stattgehabte Verbesserungen geben. Das Werk: Stammbaum des Allerdurchlauchtigsten Hauses Habsburg-Oestreich, ist bis zum 14. Heft fortgesetzt und mit demselben geschlossen worden. Die alten ge-

malten Stammtafeln, nach welchen diese Bildnisse gezeichnet sind, scheinen uns treu mit Beybehaltung ihres Eigenthümlichen nachgebildet und man kann überhaupt mit der Arbeit zufrieden seyn; doch wird, die letzten Hefte gegen die frühern gehalten, keine merkliche Verbesserung in der Technik des Steindrucks wahrgenommen.

Eben dieses ist auch der Fall mit dem Werk: Donau-Ansichten, nach der Natur und in Stein gezeichnet von J. Alt, gedruckt von A. Kunike, welches bis zum vierundzwanzigsten Heft fortgesetzt vor uns liegt. Die Blätter der letzten Hefte zeichnen sich nicht durch merkliche Verbesserungen gegen die der ersten Hefte aus. Die dargestellten Prospecte sind meistens interessant, ja mitunter in hohem Grade malerisch, aber es fehlt an gehöriger Haltung, dem stärkern Schatten an Klarheit, dem Ganzen an Tag; auf die Abdrücke ist nicht immer hinlängliche Sorgfalt verwendet; doch kommen in den letzten Heften weniger mangelhafte vor als in den ersten.

Noch ein Werk erscheint in A. Kunike's lithographischer Anstalt: Bildliche Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente und dem Leben der bekanntesten Heiligen. Wir kennen davon zwölf Hefte, und jedes Heft enthält vier Blätter. Es sind Köpfe, halbe und ganze Figuren, auch größere Compositionen, nach berühmten Meistern, wie sie sich eben zusammen finden ließen; größtentheils kräftige Blätter, übrigens aber etwas eilfertig behandelt und nicht selten mangelhaft von Seiten der Zeichnung.

Neuere französische Steindrücke sind uns außer der Fortsetzung von Livraison 20 — 30 der Fables choisies de La Fontaine, ornées de dessins lithographiès par M. M. C. Vernet, H. Vernet et H. le Comte nicht bekannt geworden. Diese gleichen, wie in den früheren Heften, geistreichen aber leichten Zeichnungen mit schwarzer Kreide, die Drücke sind mit sehr seltenen Ausnahmen alle reinlich, und auch in dem tiefen Schatten kräftig; doch wür-

den sich daraus sehr bedeutende Fortschritte der lithographischen Kunst in Frankreich nicht beweisen lassen. Unterdessen haben wir keine Ursache daran zu zweifeln: denn Kunstfreunde, auf deren Urtheil wir uns glauben verlassen zu dürfen, reden mit vielem Lobe von mehreren Blättern in dem Werke des Ingenieur Bacler d'Albe: Souvenirs pittoresques d'Italie und in eben desselben Souvenirs d'Espagne. Noch höheres Lob wird ein paar, Springbrunnen aus dem Parke von St. Cloud darstellenden und von Robert gezeichneten, Blättern ertheilt, welche sich in dem sogenannten Album au lavis lithographique, herausgegeben von Engelmann, (dem nämlichen, in dessen lithographischer Anstalt die Fables choisies de La Fontaine erscheinen) befinden sollen. Mit Bewunderung endlich redet unser Freund von dem lithographischen Bildniß der Prima Donna des Pariser italiänischen Theaters, Madame Mainvielle Fodor, welches an zarter Vollendung selbst

die preiswürdigen Blätter des Herrn Bendixen in Hamburg noch übertreffen soll.

Wie weit der Steindruck in England gediehen sey, wagen wir nicht zu beurtheilen, denn unser Wissen darüber beschränkt sich auf Anzeigen von verschiedenen lithographischen Werken, größtentheils landschaftliche Gegenstände, unter Direction von C. Hullmandel gedruckt, auch von ihm wohl auf Stein gezeichnet. Von denselben ist uns indessen nur ein einziges erst kürzlich erschienenes wirklich näher bekannt: A Tour trough part of Belgium and the Rhenish Provinces, London 1822. in 4°. mit dreyzehn Blättern Ansichten vom Rheine und der Mosel, nach Entwürfen (Sketches) der Herzogin von Rutland, von J. D. Hardig auf Stein gezeichnet und bey erwähntem Hullmandel gedruckt, welche Blätter angenehm in die Augen fallen, fast wie leicht und sauber getuschte oder mit schwarzer Kreide zart angewischte Zeichnungen; es fehlt nicht an Wirkung des Ganzen, wohl aber den einzel-

nen Theilen an der erforderlichen Deutlichkeit, oft auch an Charakter.

Vom Fortschritt der lithographischen Bemühungen in St. Petersburg setzt uns ein erst voriges Jahr daselbst herausgekommenes Werk in Kenntniß:

Vues de Zarskoje Seló nouvellement prises.

I. Vue d'une partie du Palais et du Lycée.

II. de l'Orangerie et de l'Eglise du Palais.

III. du Pavillon sur la Terrasse.

IV. de la Colonnade.

V. de la Porte de fer de fonte.

Dessinées d'après nature et sur pierre, par Alexander Thon, Archit. 1822. Lith. chez P. de Helmersen.

Alle diese Blätter sind mit der für architektonische Darstellungen erforderlichen Nettigkeit gezeichnet, in den Schatten sehr kräftig ohne darüber finster zu werden, die Perspective

ist wohl beobachtet, die Stafagefiguren zierlich, nicht zu häufig und an der rechten Stelle angebracht.

In der Schweiz bemühet man sich ebenfalls und nicht ohne guten Erfolg im Fach der Lithographie. Wir haben einen zu Genf lithographirten großen Prospect des Genfer Sees aus der Gegend über Morges in zwey Blättern gesehen, der hinsichtlich auf topographische Treue verdienstlich ist. Weit mehreren Kunstwerth muß man indessen einem von Fr. Hegi gezeichneten Blatt einräumen, welches das bey Luzern den am 10. August 1792 gefallenen französischen Schweizergarden errichtete Denkmal darstellt, eben im Werden, wie Künstler um dasselbe beschäftigt sind und neugierige Reisende solches staunend betrachten. In Art und Behandlung gleicht dieses Blatt ungefähr den oben erwähnten Fables choisies de La Fontaine und wird ihnen im übrigen an Verdienst nicht nachstehen. So gedenken wir hier auch noch billig eines Hefts von mehreren lithographischen

Blättern, welches unter dem Titel: Nouvelle Collection de Chats dessinés par G. Miud, Lithographiès par J. C. Brodtmann zu Zürch in der Füßly'schen Kunsthandlung herausgekommen. Es sind wahre Sittengemälde von diesen nützlichen Hausthieren, mit reinem Natursinn aufgefaßt, die freylich den Kenner in seinen höchsten Forderungen nicht unbedingt zufrieden stellen, aber doch wegen der innwohnenden naiven Anmuth jedem, der sie ansieht, Vergnügen gewähren.

Indem wir in unserer Anzeige nun von lithographirten Blättern zu eigentlichen Kupferstichen übergehen, erinnern wir gleich vorerst an einen, dem vorerwähnten ungefähr ähnlichen, Heft radirter Blätter, eben solche Katzendarstellungen nach Miud, von dem oben gelobten Herrn Hegi, zart, kräftig und vorzüglich geistreich behandelt. Sodann: an ein sehr schön, mit großer Reinlichkeit, von M. Eßlinger, nach Ludw. Vogel, gestochenes einzelnes Blatt, den seligen Einsiedler Nicolaus

von der Fluhe darstellend, wie derselbe im Jahr 1481 zu Stans im Lande Unterwalden in die Versammlung der entzweyten Schweizerboten tritt und Friede stiftet. Die Darstellung ist voll schöner poetischer Motive und mannigfaltigem, kräftigem, hie und da wohl überkräftigem Ausdruck. Sorgfältig hat der geistreiche Künstler jeden Umstand beachtet und benutzt, welcher zur nähern Andeutung des Orts und der Zeit etwas beytragen konnte. Von dieser Seite betrachtet kann man ohne Bedenken die Composition vortrefflich, sogar musterhaft nennen. Sind bey einem in mehrerer Hinsicht preiswürdigen Kunstwerk noch weitere Wünsche erlaubt, so würde es vielleicht vortheilhaft gewesen seyn, wenn der fromme Einsiedler eine etwas minder hagere Gestalt erhalten hätte, die Massen sowohl in der Beleuchtung als in den Faltenpartien reiner und ruhiger wären.

Seit etwa zwey Jahren erscheint zu Wien bey Carl Haas: K a i s e r l. K ö n i g l. B i l d e r g a l l e r i e i m B e l v e d e r e z u W i e n nach

Zeichnungen des K. K. Hofmalers S. v. Perger, in Kupfer gestochen von verschiedenen Künstlern, nebst Erklärungen in artistischer und historischer Hinsicht. Das Format ist klein Quarto, das Werk in Hefte abgetheilt, deren jeder vier Kupfertafeln enthält, nach Gemälden vorzüglicher Meister aus verschiedenen Schulen gearbeitet, und gegenwärtig sind schon funfzehn dergleichen Hefte in den Händen der Kunstliebhaber.

Alle an diesem Werk theilnehmenden Kupferstecher verdienen wegen der Reinlichkeit und Zierlichkeit ihrer Arbeiten großes Lob; mehrere haben wirklich Vorzügliches geleistet, besonders Herr Seb. Langer, dessen Blätter nach J. von Ostade, P. Vorelst, G. Dow und F. Mieris sich auf das Vortheilhafteste auszeichnen und zu den besten Stichen dieser Art gehören mögen; eben so preiswürdig sind auch die beyden Blätter: der heilige Franziscus Seraphicus, nach Aug. Caracci, und die Wunder des heiligen Ignatius, nach Rubens, von demselben Ku-

pferstecher. Nächst ihm arbeiteten mit ruhmwürdigem Gelingen noch die Herren J. Eißner, Covatsch, Höfel, Ponheimer senior und junior, auch Hoffmann, Hirtl und Andere. J. Neidl, E. Pfeifer und Jg. Krepp haben schöne Blätter in punctirter Manier beygetragen.

Die Leistungen der Kupferstecher in diesem Werk befriedigen vollkommen, und aus den vielen wohlgerathenen Blättern ist zu schließen, auch der Zeichner Herr von Perger habe redlich das Seine gethan; schade nur, daß das Format so klein ist und dadurch der Kunstfleiß aller der genannten wackern Männer auf einen gar zu engen, Taschenbuchs-Format nicht viel überschreitenden Raum beschränkt worden.

Von den beygefügten Erklärungen in französischer und deutscher Sprache läßt sich bey dem besten Willen und gemäßigten Forderungen doch nicht viel Gutes sagen; besonders ist der artistische Theil derselben völlig werthlos.

Ein Werk ähnlicher Art, zwar von größerm Format, doch von Seiten der Kunst und zarten Ausführung der Kupferblätter bey weitem hinter der so eben angezeigten Wiener Gallerie zurückstehend, ist die: Pinacotheca del Palazzo reale delle Scienze e delle Arti di Milano, von welcher bis jetzt schon ein und dreyßig Lieferungen erschienen sind, jede Lieferung vier Kupfertafeln und den zur Erklärung derselben erforderlichen Text enthaltend.

Die Blätter bestehen aus wohlgezeichneten Umrissen mit leichter Andeutung der Schattenpartieen, so daß man nicht allein über die Erfindung und Anordnung der Gemälde, sondern auch über den Geschmack und Charakter der Formen und Falten verständigt wird, mit einiger Aufmerksamkeit selbst die von den Meistern beabsichtigte Beleuchtung und Wirkung durch Licht und Schatten wahrnehmen kann. Die in beträchtlicher Zahl vorkommenden Abbildungen von Werken sonst kaum bekannter, zumal lombardischer und zur venetianischen Schule ge-

hōriger Maler, gewähren auch erfahrnern Forschern Vergnügen und Unterricht, wozu ferner noch die mit gründlichen historischen sowohl als Kunstkenntnissen abgefaßten Erklärungen wesentlich beytragen.

Kupfer und Text sind auf schönes Papier sehr reinlich, letzterer vorzüglich elegant gedruckt.

An äußerer Zierlichkeit dem Werk von der Mayländer Gemälde-Sammlung ähnlich, ja solches noch übertreffend, ist die zu Florenz seit vorigem Jahr erscheinende Galleria Riccardiana, dipinta da Luca Giordano, wovon uns bis gegenwärtig drey Hefte in groß Folio, zusammen sechs Kupfertafeln nebst drey und zwanzig Seiten Text und Vorrede, bekannt geworden sind. Zieht das erwähnte Mayländer Gallerie-Werk an durch Abbildungen mehrerer hochberühmter Stücke und vieler Gemälde alter wenig bekannter Meister, so geht hingegen aus der Gallerie Riccardi die Beschaffenheit des zu Ende des siebzehnten und noch zu An-

fang des achtzehnten Jahrhunderts waltenden Kunstgeschmacks hervor. Das Sinnreiche im Gebrauch der allegorisch mythologischen Bildersprache muß man bewundern, wenn man sie auch nicht billigen oder der Kunst und ächtem Geschmack angemessen halten mag. Es war nämlich dem Maler die Aufgabe gemacht worden: Verlauf und Beziehungen des menschlichen Lebens in Bildern darzustellen, und dazu hat ihm nun der ganze Chor der alten Götter nebst allen personificirten Tugenden und Untugenden dienen müssen. Keine Haupt- und Nebenfigur stellt eigentlich sich selbst dar, sondern alle haben noch eine fernere Beziehung, welche ausfindig zu machen dem Verstand des Beschauers überlassen bleibt. So bietet sich dem Auge ein prächtiges farbenreiches, bewegtes Ganze dar; der Beschauer wird davon überrascht, fortgerissen, geblendet, vermag aber schwerlich ohne ein besonderes Studium den Inhalt dieser Gemälde zu enträthseln.

Die Verdienste welche Luca Giordano von Seiten der Ausführung besessen und eben in den erwähnten Werken am glänzendsten zu Tage gelegt, bestehen in einem heitern fröhlichen Colorit, und, wie der sachverständige Ausleger S. 3 des Textes gar wohl bemerkt hat, in künstlicher Entgegensetzung der Massen von Farben, wie auch von hellen und dunkeln Partieen, in der Großartigkeit dieser letztern und im meisterhaften Farbenauftrag. So wird auch die Geschicklichkeit hervorgehoben mit welcher er seine Gruppen im großen Ganzen gegen einander zu stellen wußte.

Die Kupfertafeln von Lasinio dem Sohn ausgeführt, sind, an sich betrachtet, lobenswerth: reinliche, zarte, mit Geist behandelte Umrisse; an einigen Stellen ist ihnen durch ein wenig Schattirung mehrere Deutlichkeit verliehen.

Fanden wir uns bewogen des Werks von der Gallerie Riccardi wegen schönen Drucks und zierlicher Ausführung der Kupfer mit Bey-

fall zu gedenken, so verlangen die jetzt anzuzeigenden drey ersten Lieferungen der Voyage Pittoresque en Sicile, groß Folio, Paris 1822, herausgegeben von Osterwald, hinsichtlich auf beyde Eigenschaften noch mehr Empfehlung. Jede Lieferung enthält vier Blätter: Ansichten von merkwürdigen Gegenden und alten, den ehemaligen Flor von Sicilien verkündenden Denkmalen; die erste Lieferung zeigt außer den vier Prospecten noch eine sehr schön gestochene geographische Charte der ganzen Insel. Sämmtliche Kupferblätter der Ansichten sind in der sogenannten Aquatinta-Manier gearbeitet und mehrere derselben gehören zu den vorzüglichen, wo nicht gar zu den besten Stücken dieser Art. Im ersten Heft: die Ansicht der Ruinen des Theaters zu Taormina und der gebirgigen Küste gegen Catanea und Syracus hin, mit dem rauchenden Aetna, nach der Natur gemalt von Birmann dem Sohne aus Basel; und in eben dem Hefte: die Ansicht des Concordien-Tempels zu Agrigent, nach einem

Gemälde des Professor Frommels zu Carls-ruhe. Im zweyten Heft: die Aussicht über die Theaterruine, die Stadt und den Hafen zu Syracus; nach dem gedachten jüngern Herrn Birmann. Im dritten Heft: die perspectivische Ansicht des Kreuzganges im Capuzinerkloster zu Palermo, ein Blatt von gefälliger malerischer Wirkung, nach einer Skizze des Grafen Forbin, von Lesaint gemalt. Ferner: Ansicht der Ruinen des Junotempels zu Agrigent, nach Frommels Gemälde; und endlich: die reiche und herrliche Aussicht über die Stadt Messina und die Meerenge gegen die Küste von Calabrien, nach Birmanns Gemälde. Alle diese Blätter sind von dem oben wiederholt rühmlich erwähnten Herrn Hegi aus Zürich, der aber hier nach französischer Aussprache und Orthographie Hegui genannt ist, in Kupfer geätzt. Mit Vergnügen haben wir besonders die Luft betrachtet in dem Blatt von den Ruinen des Junotempels zu Agrigent, und erinnern uns nicht je eine bessere, malerischer und

mit mehr Leichtigkeit behandelt, in Kupferstichen dieser Art gesehen zu haben.

Die übrigen von Carl Fielding und von Theodor Fielding geäzten Blätter haben ebenfalls viele Verdienste; doch glauben wir den angeführten Arbeiten des Herrn Hegi den Vorzug einräumen zu müssen.

Jedes Blatt ist begleitet von einer zwar kurzen aber genügenden Erklärung der dargestellten Gegenstände.

Auch in Aquatinta-Manier und ganz geschickt behandelt sind die folgenden acht Blätter als erster und zweyter Heft eines zu Warschau erscheinenden Werks: Monumenta Regum Poloniae Cracoviensia. Folgendes ist der Inhalt der Blätter: I. Monumentum Lesconis Nigri. II. Monumentum Casimiri Magni, et Regis Lokietek. III. Monumentum Sigism. I. ejusque filii Sigism. Augusti. IV. Sarcophagus Annae Austr. Uxoris Sigismundi Tertii. V. Monumentum Boleslai Pudici. VI. Monumentum

Stephani Bathorii. VII. Stanislaus Aug. visitans sarcoph. Sigism. I., Sigism. Aug. et Annae Jagellonidae. VIII. Sarcophagus Annae Jagellonidae Sororis Sigis. Aug.

Der Zeichner, welcher in den Nachbildungen viele Treue scheint bewiesen zu haben, hat sich Michael Stachowiez unterschrieben, der Kupferstecher F. Dietrich. Text ist wenigstens zu diesen zwey ersten Heften nicht erschienen, wird aber wohl künftig folgen, da das Werk, obgleich von Seiten der Kunst nicht ohne Verdienste, doch immer hauptsächlich nur den Freund der Geschichte interessiren kann und wird.

Von neuern englischen Kupferstichwerken die uns bekannt geworden sind, erinnern wir zunächst an das weitläufige und kostbare unter dem Titel: European Scenery, London bey Rodwell et Martin. Imperial 8., dessen verschiedene Abtheilungen wir, so wie uns dieselben eben zur Hand sind, anzeigen wollen.

I. Italian Scenery, zwölf Hefte, zusammen sechzig Prospecte der berühmtesten und merkwürdigsten Städte Italiens, nebst 197 Seiten dazu gehörigen Textes. Sämmtliche Prospecte sind nach Zeichnungen von Miß Batty, von verschiedenen Kupferstechern durchgängig sehr zart, fast möchte man meynen in einigen Blättern mit nicht zu übertreffender blendender Feinheit und Klarheit radirt und mit dem Grabstichel ausgeführt. Die Prospecte fangen mit dem Paß über den Mont Cenis an, stellen Turin, Genua, Florenz, Rom und Neapel, so wie das Merkwürdigste in deren Umgebung dar; auch Venedig ist berührt; Ansichten von der Straße über den Simplon endigen das Ganze.

II. Sicilian Scenery, ist im Wesentlichen wenig verschieden von den so eben angezeigten Prospecten italiänischer Gegenden, die Zartheit und Reinlichkeit vieler Blätter fast eben so bewundernswürdig als in jenem Werk; und wenn sich bey genauer Vergleichung ergeben sollte,

daß dort mehr Uebereinstimmung, Ruhe und malerischer Effect erzielt, die Gegenstände, z. B. Bäume, charakteristischer dargestellt seyen, so mag solches an den Zeichnungen oder Gemälden liegen, welche die Kupferstecher nachzubilden hatten. Der Zeichner der sicilianischen Gegenden Mr P. Dewint hat der Ankündigung zu Folge nach Entwürfen des Capt. Light gearbeitet, und scheinet sich zuweilen etwas leicht abgefunden zu haben, wie man hie und da in den Blättern wahrnehmen kann. Noch ist das Werk nicht ganz beendigt, wir haben zehn Hefte, jeden zu fünf Kupferstichen nebst deutscher und französischer Erklärung derselben, vor uns liegen, und es mögen noch zwey oder drey Hefte nachfolgen.

III. German Scenery. Nach Zeichnungen von Capt. Batty, Ansichten von Wien und an der Donau, von Ulm, Regensburg, Linz, Augsburg, München, Salzburg und Preßburg enthaltend, ist uns bekannt bis zum siebenten Heft, welche eben dieselbe Größe, Text, Zahl

der Kupfertafeln und Verdienste der Ausführung haben, wie das obige Werk von sicilianischen Ansichten.

IV. Swiss Scenery, nach Zeichnungen des Major Cookburn in zwölf Heften, jedes mit fünf Ansichten und zum Ganzen zwey hundert Seiten Text. Im Ganzen genommen können wir diesem Werk nicht so viel Kunstverdienst zugestehen als den italiänischen, sicilianischen und deutschen Prospecten; es giebt zwar Blätter, die zu den guten gehören, vielleicht selbst den besten in jenen Werken zu vergleichen seyn dürften, vielen aber fehlt es an Uebereinstimmung und malerischer Wirkung, andern an der nöthigen Deutlichkeit und mehreren sogar an Charakter.

V. French Scenery, nach Zeichnungen des Capit. Batty, ebenfalls zwölf Hefte, die vier und sechzig Ansichten enthalten; der Text ist wie bey den angezeigten sicilianischen und deutschen Prospecten eingerichtet, nämlich hinter jedem Kupferblatt ein gedrucktes mit ganz kurzen

Beschreibungen der dargestellten Gegenstände in englischer und französischer Sprache; die Ausführung der Kupfer durchgängig ungefähr eben so reinlich, klar und kräftig als wir oben bey den italiänischen Ansichten zu loben uns veranlaßt gefunden, in mehreren Blättern sind die Lüfte ganz ausnehmend klar, zuweilen die Architektur äußerst nett und zierlich behandelt, oft auch Licht und Schatten gut vertheilt, die Wirkung daher angenehm.

Aussichten spanischer Gegenden sollen in Gemäßheit einer Ankündigung nun noch nachfolgen, welche nach Zeichnungen von E. L. Locker Esq. gestochen werden.

Pompeiana by Sir William Gell and J. P. Gandy Esq Architect. ebenfalls groß 8. mit sieben und siebzig Kupfertafeln, vielen Vignetten und 272 Seiten Text in dreyzehn Lieferungen. Man erhält mit diesem Werk viele Ansichten und deutliche Planzeichnungen von den zu Pompeji geschehenen Ausgrabungen bis zum Jahr 1818, auch die Abbildung von ei-

nigen Gemälden und einigen Ornamenten. Die Sorgfalt, womit alles ausgeführt ist, die aus verschiedenen Standpuncten gezeichneten und einander nicht widersprechenden Ansichten der Monumente, lassen an der Richtigkeit der Darstellungen keineswegs zweifeln, und so befriedigt dieses Werk nicht allein die Neugier und erfreut durch die große Reinlichkeit der Ausführung, worin es keinem der angeführten nachsteht, das Auge, sondern der Alterthumsforscher und Kunstfreund findet auch wirklichen Unterricht in demselben.

W. K. F.

Justus Möser.

Gern erwähn' ich dieses trefflichen Mannes, der, ob ich ihn gleich niemals persönlich gekannt, durch seine Schriften und durch die Correspondenz, die ich mit seiner Tochter geführt, worin ich die Gesinnungen des Vaters über meine Art und Wesen mit Einsicht und Klugheit ausgesprochen fand, sehr großen Einfluß auf meine Bildung gehabt hat. Er war der tüchtige Menschenverstand selbst, werth ein Zeitgenosse von Lessing zu seyn, dem Repräsentanten des kritischen Geistes; daß ich ihn aber nenne, bin ich veranlaßt durch die Nachricht: im nächsten Jahre werde ein ziemlicher Band Fortsetzung der Osnabrückischen Ge-

schichte, aus Mösers hinterlassenen Papieren entnommen, uns geschenkt werden. Und wären es nur Fragmente, so verdienen sie aufbewahrt zu werden, indem die Aeußerungen eines solchen Geistes und Charakters, gleich Goldkörnern und Goldstaub, denselben Werth haben wie reine Goldbarren, und noch einen höheren als das Ausgemünzte selbst.

Hier nur einen Hauch dieses himmlischen Geistes, der uns anregt, ähnliche Gedanken und Ueberzeugungen beyzufügen.

„Ueber den Aberglauben unserer Vorfahren. Es wird so viel von dem Aberglauben unserer Vorfahren erzählt, und so mancher Schluß zum Nachtheil ihrer Geisteskräfte daraus gezogen, daß ich nicht umhin kann, etwas, wo nicht zu ihrer Rechtfertigung, doch wenigstens zu ihrer Entschuldigung zu sagen. Meiner Meynung nach hatten dieselben bey allen ihren sogenannten abergläubischen Ideen keine andere Absicht, als gewissen Wahrheiten ein Zeichen (was noch

jetzt seinen eigenen Namen in der Volkssprache hat: Wahrzeichen) aufzudrücken, wobey man sich ihrer erinnern sollte, so wie sie dem Schlüssel ein Stück Holz anknüpften, um ihn nicht zu verlieren, oder ihn um so geschwinder wieder zu finden. So sagten sie z. E. zu einem Kinde, das sein Messer auf den Rücken oder so legte, daß sich leicht jemand damit verletzen konnte: die heiligen Engel würden sich, wenn sie auf dem Tische herumspazierten, die Füße daran verwunden; nicht, weil sie dieses so glaubten, sondern um dem Kinde eine Gedächtniß-Hülfe zu geben. Sie lehrten, daß jemand so manche Stunde vor der Himmelsthüre warten müsse, als er Salzkörner in seinem Leben unnützer Weise verstreuet hätte, um ihren Kindern, oder ihrem Gesinde einen Denkzettel zu geben, und sie vor einer gewöhnlichen Nachlässigkeit in Kleinigkeiten, die, zusammen genommen, beträchtlich werden können, zu warnen. Sie sagten zu einem eitlen Mädchen, welches sogar noch

des Abends dem Spiegel nicht vorübergehen konnte, ohne einen verstohlnen Blick hinein zu thun: der Teufel gucke derjenigen über die Schulter, welche sich des Abends im Spiegel besehe, und was dergleichen Anhängsel mehr sind, wodurch sie eine gute Lehre zu bezeichnen und einzuprägen sich bemüheten. Mit einem Worte: sie holten aus der Geisterwelt, wie wir aus der Thierwelt, belehrende Fabeln, die dem Kinde eine Wahrheit recht tief eindrücken sollten."

Gar löblich stellt Möser die fromme und die politische Fabel gegen einander; die letztere will zur Klugheit bilden, sie deutet auf Nutzen und Schaden, die erstere bezweckt sittliche Bildung und ruft religiose Vorstellungen zur Hülfe. In der politischen spielt Reinecke Fuchs die große Rolle, indem er entschieden seinen Vortheil versteht und ohne weitere Rücksichten auf seine Zwecke losgeht; in der from-

men Fabel sind dagegen Engel und Teufel fast allein die Wirkenden.

Origenes sagt: seine Zeitgenossen hielten die warmen Quellen für heiße Thränen verstoßener Engel.

Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens, beyde erfinden eingebildete Wesen, und zwischen dem Wirklichen, Handgreiflichen ahnen sie die seltsamsten Beziehungen; Sympathie und Anthipathie walten hin und her.

Die Poesie befreyt sich immer gar bald von solchen Fesseln, die sie sich immer willkührlich anlegt; der Aberglaube dagegen läßt sich Zauberstricken vergleichen, die sich immer stärker zusammenziehn, jemehr man sich gegen sie sträubt. Die hellste Zeit ist nicht vor ihm sicher; trifft er aber gar in ein dunkles Jahrhundert, so strebt des armen Menschen umwölkter Sinn alsbald nach dem Unmöglichen, nach Einwirkung ins Geisterreich, in die

Ferne, in die Zukunft; es bildet sich eine wundersame reiche Welt, von einem trüben Dunstkreise umgeben. Auf ganzen Jahrhunderten lasten solche Nebel und werden immer dichter und dichter; die Einbildungskraft brütet über einer wüsten Sinnlichkeit, die Vernunft scheint zu ihrem göttlichen Ursprung gleich Asträen zurückgekehrt zu seyn, der Verstand verzweifelt, da ihm nicht gelingt seine Rechte durchzusetzen.

Dem Poeten schadet der Aberglaube nicht, weil er seinen Halbwahn, dem er nur eine mentale Gültigkeit verleiht, mehrseitig zu gute machen kann.

Und so stehe denn hier ein Gedicht als wahres Muster, wo die tiefsten sittlichen Gefühle unter psychischer Form sich in Aberglauben verwandeln, durch dessen Darstellung der Dichter sich selbst so vorsätzlich als ungläubig Schauder zu erregen trachtet.

Bannfluch.

Wenn der Mond ist auf der Welle,
Wenn der Glühwurm ist im Gras
Und ein Scheinlicht auf dem Grabe,
Irres Licht auf dem Morast,
Wenn die Sterne fallend schießen,
Eule der Eul' erwiedernd heult
Und die Blätter schweigend ruhen
An des dunkeln Hügels Wand,
Meine Seel' sey auf der Deinen
Mit Gewalt und Zeichenwink.

Ist Dein Schlummer noch so tief,
Kommt Dein Geist doch nie zum Schlaf.
Da sind Schatten, die nicht schwinden,
Da Gedanken, die nicht bannest.

Die Gewalt, die Du nicht kennest,
Läßt Dich nimmermehr allein.
Bist in's Leichentuch gewindelt,
Eingehüllt in einer Wolke,
Und für immer, immer wohnst Du
Im dem Geiste dieses Spruchs.

Siehst mich nicht vorüber gehen,
Fühlst mich doch in Deinem Auge,
Als ein Ding das ungesehen
Nah Dir seyn muß wie es war.
Und wenn Du, geheim durchschaudert,
Deinen Kopf umwendend blickest,
Sollst Dich wundern, daß nicht etwa
Wie ein Schatten bin zur Stelle;
Nein! die Kraft, die Du empfunden,
Ist was sich in Dir verbirgt.

Und ein Zauberwort und Lied
Taufte Dich mit einem Fluch,
Und schon hat ein Geist der Luft
Dich umgarnt mit einer Schlinge.

In dem Wind ist eine Stimme,
Die verbeut Dir Dich zu freuen.
Und wenn Dir die Nacht versagt
Ihres reinen Himmels Ruhe,
Bringt der Tag eine Sonn' herauf,
Wär' sie nieder! wünschest Du.

Deinen falschen Thränen zog ich
Tödtlichste Essenzen aus,
Deinem eignen Herzen sog ich
Blut, das schwärzeste vom Quell,
Deinem Lächeln lockt' ich Schlangen
Dort geheim geringelt ab,
Deinem Lippenpaar entsaugt' ich
Allerschlimmstes aller Gifte.
Jedem Gift, das ich erprobet,
Schlimmer ist Dein eignes doch.

Bey Deiner kalten Brust, dem Schlangenlächeln,
Der Arglist unergründlichem Schlund,
Bey dem so tugendsam scheinenden Auge,
Bey der verschlossenen Seele Trug,

Bey der Vollendung Deiner Künste,
Dem Wahn, Du tragest ein menschliches Herz,
Bey Deinem Gefallen an Anderer Pein,
Bey Deiner Cains-Bruderschaft
Beschwöre ich Dich und nöthige
Dich selbst Dir eigene Hölle zu seyn!

Auf Dein Haupt gieß' ich die Schale,
Die Dich solchem Urtheil widmet,
Nicht zu schlafen, nicht zu sterben
Sey Dein dauernd Mißgeschick;
Scheinbar soll der Tod sich nahen
Deinem Wunsch, doch nur als Grauen.
Schau! der Zauber wirkt umher Dir,
Dich geklirrlos fesselt Kette;
Ueber Herz und Hirn zusammen
Ist der Spruch ergangen — schwinde!

Von deutscher Baukunst 1823.

Einen großen Reiz muß die Bauart haben, welche die Italiäner und Spanier schon von alten Zeiten her, wir aber erst in der neuesten, die deutsche (tedesca, germanica) genannt haben. Mehrere Jahrhunderte ward sie zu kleinern und zu ungeheuren Gebäuden angewendet, der größte Theil von Europa nahm sie auf; Tausende von Künstlern, aber Tausende von Handwerkern übten sie; den christlichen Kultus förderte sie höchlich und wirkte mächtig auf Geist und Sinn; sie muß also etwas Großes, gründlich Gefühltes, Gedachtes, Durchgearbeitetes enthalten, Verhältnisse verbergen und an den Tag legen, deren Wirkung unwiderstehlich ist.

Merkwürdig war uns daher das Zeugniß eines Franzosen, eines Mannes, dessen eigene Bauweise der gerühmten sich entgegen setzte, dessen Zeit von derselben äußerst ungünstig urtheilte, und dennoch spricht er folgendermaßen:

„Alle Zufriedenheit, die wir an irgend einem Kunst-Schönen empfinden, hängt davon ab, daß Regel und Maaß beobachtet sey, unser Behagen wird nur durch Proportion bewirkt. Ist hieran Mangel, so mag man noch so viel äußere Zierat anwenden, Schönheit und Gefälligkeit, die ihnen innerlich fehlen, wird nicht ersetzt, ja man kann sagen, daß ihre Häßlichkeit nur verhaßter und unerträglicher wird, wenn man die äußeren Zieraten durch Reichthum der Arbeit oder der Materie steigert."

„Um diese Behauptung noch weiter zu treiben, sag' ich, daß die Schönheit, welche aus Maaß und Proportion entspringt, keineswegs kostbarer Materien und zierlicher Arbeit

bedarf, um Bewunderung zu erlangen; sie glänzt vielmehr und macht sich fühlbar, hervorblickend aus dem Wuste und der Verworrenheit des Stoffes und der Behandlung. So beschauen wir mit Vergnügen einige Massen jener Gothischen Gebäude, deren Schönheit aus Symmetrie und Proportion des Ganzen zu den Theilen und der Theile unter einander entsprungen erscheint, und bemerklich ist, ungeachtet der häßlichen Zieraten, womit sie verdeckt sind und zum Trutz derselben. Was uns aber am meisten überzeugen muß, ist, daß wenn man diese Massen mit Genauigkeit untersucht, man im Ganzen dieselben Proportionen findet, wie an Gebäuden, welche, nach Regeln der guten Baukunst erbaut, uns beym Anblick so viel Vergnügen gewähren."

François Blondel, Cours d'Architecture. Cinquième partie. Livre V. Chap. XVI. XVII.

Erinnern dürfen wir uns hiebey gar wohl jüngerer Jahre, wo der Straßburger Münster

so große Wirkung auf uns ausübte, daß wir unberufen unser Entzücken auszusprechen nicht unterlassen konnten. Eben das, was der französische Baumeister nach gepflogener Messung und Untersuchung gesteht und behauptet, ist uns unbewußt begegnet, und es wird ja auch nicht von jedem gefordert, daß er von Eindrücken, die ihn überraschen, Rechenschaft geben solle.

Standen aber diese Gebäude Jahrhunderte lang nur wie eine alte Ueberlieferung da, ohne sonderlichen Eindruck auf die größere Menschenmasse, so ließen sich die Ursachen davon gar wohl angeben. Wie mächtig hingegen erschien ihre Wirksamkeit in den letzten Zeiten, welche den Sinn dafür wieder erweckten! Jüngere und Aeltere beyderley Geschlechts waren von solchen Eindrücken übermannt und hingerissen, daß sie sich nicht allein durch wiederholte Beschauung, Messung, Nachzeichnung daran erquickten und erbauten, sondern auch diesen Styl, bey noch erst zu errichtenden, lebendi-

gem Gebrauch gewidmeten Gebäuden, wirklich anwendeten, und eine Zufriedenheit fanden, sich gleichsam urväterlich in solchen Umgebungen zu empfinden.

Da nun aber einmal der Antheil an solchen Productionen der Vergangenheit erregt worden, so verdienen diejenigen großen Dank, die uns in den Stand setzen, Werth und Würde im rechten Sinne, das heißt historisch zu fühlen und zu erkennen, wovon ich nunmehr Einiges zur Sprache bringe, indem ich mich durch mein näheres Verhältniß zu so bedeutenden Gegenständen aufgefordert fühle.

Seit meiner Entfernung von Straßburg sah ich kein wichtiges imposantes Werk dieser Art; der Eindruck erlosch, und ich erinnerte mich kaum jenes Zustandes, wo mich ein solcher Anblick zum lebhaftesten Enthusiasmus angeregt hatte. Der Aufenthalt in Italien konnte solche Gesinnungen nicht wieder beleben, um so weniger als die modernen Veränderungen am Dome zu Mayland den alten

Charakter nicht mehr erkennen ließen; und so lebte ich viele Jahre solchem Kunstzweige entfernt, wo nicht gar entfremdet.

Im Jahr 1810 jedoch trat ich, durch Vermittelung eines edlen Freundes, mit den Gebrüdern Boisseree in ein näheres Verhältniß. Sie theilten mir glänzende Beweise ihrer Bemühungen mit; sorgfältig ausgeführte Zeichnungen des Doms zu Köln, theils im Grundriß, theils von mehreren Seiten, machten mich mit einem Gebäude bekannt, das nach schärfer Prüfung, gar wohl die erste Stelle in dieser Bauart verdient; ich nahm ältere Studien wieder vor, und belehrte mich durch wechselseitige freundschaftliche Besuche und emsige Betrachtung gar mancher aus dieser Zeit sich herschreibenden Gebäude, in Kupfern, Zeichnungen, Gemälden, so daß ich mich endlich wieder in jenen Zuständen ganz einheimisch fand.

Allein der Natur der Sache nach, besonders aber in meinem Alter und meiner Stellung, mußte mir das Geschichtliche dieser gan-

zen Angelegenheit das Wichtigste werden, wo- zu mir denn die bedeutenden Sammlungen meiner Freunde die besten Fördernisse dar- reichten.

Nun fand sich glücklicher Weise, daß Herr Moller, ein höchst gebildeter, einsichtiger Künst- ler, auch für diese Gegenstände entzündet ward und auf das glücklichste mitwirkte. Ein ent- deckter Originalriß des Kölner Doms gab der Sache ein neues Ansehen, die lithographische Copie desselben, ja die Contra-Drücke, wodurch sich das ganze zweythürmige Bild durch Zu- sammenfügen und Austuschen den Augen dar- stellen ließ, wirkte bedeutsam, und was dem Ge- schichtsfreunde zu gleicher Zeit höchst willkom- men seyn mußte, war des vorzüglichen Man- nes Unternehmen, eine Reihe von Abbildun- gen älterer und neuerer Zeit uns vorzulegen, da man denn zuerst das Herankommen der von uns dießmal betrachteten Bauart, sodann ihre höchste Höhe, und endlich ihr Abnehmen vor Augen sehen und bequem erkennen sollte. Die-

ses findet nun um desto eher statt, da das erste Werk vollendet vor uns liegt, und das zweyte, das von einzelnen Gebäuden dieser Art handeln wird, auch schon in seinen ersten Heften zu uns gekommen ist.

Mögen die Unternehmungen dieses eben so einsichtigen als thätigen Mannes möglichst vom Publicum begünstigt werden; denn mit solchen Dingen sich zu beschäftigen ist an der Zeit, die wir zu benutzen haben, wenn für uns und unsere Nachkommen ein vollständiger Begriff hervorgehen soll.

Und so müssen wir denn gleiche Aufmerksamkeit und Theilnahme dem wichtigen Werke der Gebrüder Boisseree wünschen, dessen erste Lieferung unser voriges Heft schon im Allgemeinen angezeigt.

Mit aufrichtiger Theilnahme sehe ich nun das Publicum die Vortheile genießen, die mir seit dreyzehn Jahren gegönnt sind; denn so lange bin ich Zeuge der eben so schwierigen als anhaltenden Arbeit der Boisseree'schen Verbün-

deten. Mir fehlte es nicht diese Zeit her an Mittheilung frisch gezeichneter Risse, alter Zeichnungen und Kupfer, die sich auf solche Gegenstände bezogen; besonders aber wichtig waren die Probedrücke der bedeutenden Platten, die sich durch die vorzüglichsten Kupferstecher ihrer Vollendung näherten.

So schön mich aber auch dieser frische Antheil in die Neigungen meiner früheren Jahre wieder zurück versetzte, fand ich doch den größten Vortheil bey einem kurzen Besuche in Köln, den ich an der Seite des Herrn Staats-Ministers von Stein abzulegen das Glück hatte.

Ich will nicht läugnen, daß der Anblick des Kölner Doms von Außen eine gewisse Apprehension in mir erregte, der ich keinen Namen zu geben wüßte. Hat eine bedeutende Ruine etwas Ehrwürdiges, ahnen, sehen wir in ihr den Conflict eines würdigen Menschenwerks mit der stillmächtigen, aber auch alles nicht achtenden Zeit; so tritt uns hier ein Unvollendetes, Ungeheures entgegen, wo eben die-

ses Unfertige uns an die Unzulänglichkeit des Menschen erinnert, so bald er sich unterfängt, etwas Uebergroßes leisten zu wollen.

Selbst der Dom inwendig macht uns, wenn wir aufrichtig seyn wollen, zwar einen bedeutenden, aber doch unharmonischen Effect; nur wenn wir ins Chor treten, wo das Vollendete uns mit überraschender Harmonie anspricht, da erstaunen wir fröhlich, da erschrecken wir freudig, und fühlen unsere Sehnsucht mehr als erfüllt.

Ich aber hatte mich längst schon besonders mit dem Grundriß beschäftigt, viel darüber mit den Freunden verhandelt, und so konnte ich, da beynahe zu allem der Grund gelegt ist, die Spuren der ersten Intention an Ort und Stelle genau verfolgen. Eben so halfen mir die Probedrücke der Seitenansicht und die Zeichnung des vorderen Aufrisses einigermaßen das Bild in meiner Seele auferbauen; doch blieb das was fehlte immer noch so übergroß, daß

man sich zu dessen Höhe nicht aufschwingen konnte.

Jetzt aber, da die Boissereesche Arbeit sich ihrem Ende naht, Abbildung und Erklärung in die Hände aller Liebhaber gelangen werden, jetzt hat der wahre Kunstfreund auch in der Ferne Gelegenheit, sich von dem höchsten Gipfel, wozu sich diese Bauweise erhoben, völlig zu überzeugen; da er denn, wenn er gelegentlich sich als Reisender jener wundersamen Stätte nähert, nicht mehr der persönlichen Empfindung, dem trüben Vorurtheil, oder, im Gegensatz, einer übereilten Abneigung sich hingeben, sondern als ein Wissender und in die Hüttengeheimnisse Eingeweihter das Vorhandene betrachten und das Vermißte in Gedanken ersetzen wird. Ich wenigstens wünsche mir Glück zu dieser Klarheit, nach funfzigjährigem Streben, durch die Bemühungen patriotisch gesinnter, geistreicher, emsiger, unermüdeter junger Männer gelangt zu seyn.

Daß ich bey diesen erneuten Studien deutscher Baukunst des zwölften Jahrhunderts öfters meiner frühern Anhänglichkeit an den Straßburger Münster gedachte, und des damals, 1773, im ersten Enthusiasmus verfaßten Druckbogens mich erfreute, da ich mich desselben beym späteren Lesen nicht zu schämen brauchte, ist wohl natürlich: denn ich hatte doch die innern Proportionen des Ganzen gefühlt, ich hatte die Entwickelung der einzelnen Zieraten eben aus diesem Ganzen eingesehen, und nach langem und wiederholtem Anschauen gefunden, daß der eine hoch genug auferbaute Thurm doch seiner eigentlichen Vollendung ermangele. Das alles traf mit den neueren Ueberzeugungen der Freunde und meiner eigenen ganz wohl überein, und wenn jener Aufsatz etwas Amfigurisches in seinem Styl bemerken läßt, so möchte es wohl zu verzeihen seyn, da wo etwas Unaussprechliches auszusprechen ist.

Wir werden noch oft auf diesen Gegenstand zurückkommen, und schließen hier dank-

bar gegen diejenigen, denen wir die gründlichsten Vorarbeiten schuldig sind, Herrn Moller und Büsching, jenem in seiner Auslegung der gegebenen Kupfertafeln, diesem in dem Versuch einer Einleitung in die Geschichte der Altdeutschen Baukunst; wozu mir denn gegenwärtig als erwünschtestes Hülfsmittel die Darstellung zu Handen liegt, welche Herr Sulpiz Boisseree als Einleitung und Erklärung der Kupfertafeln mit gründlicher Kenntniß aufgesetzt hat.

Indessen möge ein Abdruck jenes oft genannten früheren Aufsatzes nächstens folgen, um auch den Unterschied zwischen dem ersten Keimen und der letzten Frucht recht anschaulich und eindringlich zu machen.

Zu Phaethon des Euripides.

Die vom Herrn Professor und Ritter Hermann im Jahre 1821 freundlichst mitgetheilten Fragmente wirkten, wie alles was von diesem edlen Geist- und Zeitverwandten jemals zu mir gelangt, auf mein Innerstes kräftig und entschieden; ich glaubte hier eine der herrlichlichsten Productionen des großen Tragikers vor mir zu sehen; ohne mein Wissen und Wollen schien das Zerstückte sich im innern Sinn zu restauriren, und als ich mich wirklich an die Arbeit zu wenden gedachte, waren die Herren Professoren Göttling und Riemer, in Jena und Weimar, behülflich, durch Uebersetzen und Aufsuchen der noch sonst muthmaßlichen Fragmente dieses unschätzbaren Werks. Die

Vorarbeiten, an die ich mich sogleich begab, liegen nunmehr vor Augen; leider ward ich von diesem Unternehmen, wie so vielen andern, abgezogen, und ich entschließe mich daher zu geben, was einmal zu Papier gebracht war.

Die gewagte Restauration besteht also: aus einer Göttlingischen Uebersetzung der von R. Hermann mitgetheilten Fragmente, aus den sonstigen Bruchstücken, die der Musgrave'schen Ausgabe, Leipzig, 1779 und zwar deren zweytem Theil S. 415 hinzugefügt sind, und aus eigenen eingeschalteten und verbindenden Zeilen. Diese drey verschiedenen Elemente ließ ich ohne weitere Andeutung, wie solches wohl durch Zeichen hätte geschehen können, gesammt abdrucken; der einsichtige Gelehrte unterscheidet sie selbst, die Freunde der Dichtung hingegen würden nur gestört; und da die Aufgabe war, etwas Zerstücktes wenigstens einigermaßen als ein Ganzes erscheinen zu lassen, so fand ich keinen Beruf, mir meine Arbeit selbst zu zerstücken.

Anfang und Ende sind glücklicherweise erhalten, und noch gebe ich nicht auf, die Mitte, von der wir kaum Winke haben, nach meiner Weise herzustellen. Indessen wiederhole ich die in der Arbeit selbst schon angedeuteten Situationen zu nochmaliger Belebung der Einbildungskraft und des Gefühls.

Der Prolog

macht uns bekannt mit Stadt und Land, mit der topographischen Lage derselben im Osten. Wir hören von einer dem Königshause sich nahenden Hochzeitfeyer, und zwar des einzigen Sohnes; auf dessen Herkunft jedoch einiger Verdacht geworfen wird.

Klymene, Phaethon.

Dem Jünglinge widerstrebt's eine Göttin, wie sie ihm beschieden ist, zu heirathen, weil er nicht untergeordnet seyn will; die Mutter entdeckt ihm, daß auch er der Sohn eines Gottes, des Sonnengottes sey; der kühne Jüngling will es sogleich erproben.

Chor der Dienerinnen.

Frischeste Morgenfrühe eines heitern Sommertags, Gewerbsbewegung über Land und Meer, leise Ahnung irgend eines Unheils; Hausgeschäftigkeit.

Herold.

Der die Menge bey Seite weis't.

Merops, Phaethon.

Zarteste Situation, deren Ausführung sich kaum denken läßt. Der bejahrte Vater kann dem Sohne alles irdische Glück an diesem Tage überliefern, der Sohn hat noch anderes im Sinne; das Interesse ist verschieden ohne sich gerade zu widersprechen; der Sohn muß Vorsicht brauchen, daß die Absicht, während der Feyerlichkeiten noch einen abenteuerlichen Versuch zu machen, nicht verrathen werde.

Chor der Festleute

sammelt und ordnet sich wie der Zug vorschreiten soll; dieß gab die schönste Gelegenheit zu theatralischer und characteristischer Bewegung.

Von hieraus begeben wir uns gern zu dem Rastorte des Helios.

Helios, Eos.

Die unruhige schlaflose Göttin treibt den Helios aufzufahren; er versagt sich nicht, ihr die morgendlichen Abenteuer mit schönen Hirten und Jägerknaben vorzuwerfen, wir werden erinnert an den ersten Gesang des Chors.

Helios, Phaethon.

Heftig schnelle Verhandlung zwischen Vater und Sohn; letzterer bemeistert sich des Wagens und fährt hin.

Wir wenden uns wieder vor den Palast des Merops.

Chor der Festleute,

mitten in dem Vorschreiten der Festlichkeit, Donerschlag aus heiterm Himmel, Bangigkeit.

Klymene, nächste Dienerinnen.

Phaethons Leichnam wird gefunden und versteckt.

Chor der Vorigen.

Hat sich vom Schreck erholt und verfolgt die Feyerlichkeit.

Merops.

Eben diese Functionen fördernd.

Diener.

Brandqualm im Hause verkündend.

Nächste Dienerinnen.

Jammer des Mitwissens.

Klymene, Leichnam.

Es geschieht die Bestattung.

Ein Bote.

Der Frühhirten einer, Zeuge des Vorgangs, berichtet was zu wissen nöthig.

Möge die Folgezeit noch einiges von dem höchst Wünschenswerthen entdecken und die Lü-

ecken authentisch ausfüllen; ich wünsche Glück denen die es erleben und ihre Augen, auch hiedurch angeregt, nach dem Alterthum wenden, wo ganz allein für die höhere Menschheit und Menschlichkeit reine Bildung zu hoffen und zu erwarten ist.

Wie viel ließe sich nicht über die Einfalt und Großheit auch dieses Stückes rühmen und sagen, da es ohne labyrinthische Exposition uns gleich zum Höchsten und Würdigsten führt, und mit bedeutenden Gegensätzen auf die naturgemäßeste Weise ergötzt und belehrt.

Die tragischen Tetralogien der Griechen,

Programm von Ritter Hermann 1819.

Auch dieser Aufsatz deutet seiner Ansicht und Behandlung nach auf einen meisterhaften Kenner, der das Alte zu erneuen, das Abgestorbene zu beleben versteht.

Es kann nicht geläugnet werden, daß man sich die Tetralogien der Alten sonst nur gedacht als eine dreyfache Steigerung desselben Gegenstandes, wo im ersten Stück die Exposition, die Anlage, der Hauptmoment des Ganzen vollkommen geleistet wäre, im zweyten darauf sich schreckliche Folgen ins Ungeheure steigerten, im dritten aber, bey nochmaliger Steigerung, dennoch auf eine gewisse Weise irgend eine Versöhnung herangeführt würde; wodurch denn allenfalls ein viertes munteres Stück, um den Zuschauer, den häuslicher Ruhe und Behaglichkeit bedürftigen Bürger wohlgemuth zu entlassen, nicht ungeschickt angefügt werden konnte.

Wenn also z. B. im ersten Stück Agamemnon, im zweyten Klytämnestra und Aegisth umkämen, im dritten jedoch der von den Furien verfolgte Mutter-Mörder durch das athenische Oberberufungsgericht losgesprochen und deßhalb eine große städtische ewige Feyer angeordnet würde, da kann uns dünken, daß

dem Genie hier irgend einen Scherz anzuknüpfen wohl mochte gelungen seyn.

Ist nun zwar, wie wir eingestehen, die griechische Mythologie sehr folgereich und langmüthig, wie sich denn der umsichtige Dichter gar bald überzeugen wird, daß aus jedem Zweig jenes gränzenlosen Stammbaums ein paar Trilogien heraus zu entwickeln wären; so kann man doch begreifen, daß, bey unerläßlichen Forderungen nach immer sich überbietenden Neuigkeiten, nicht immerfort eine gleich reine Folge zu finden gewesen.

Sollte sodann der Dichter nicht bald gewahr werden, daß dem Volk an der Folge gar nichts gelegen ist? sollte er nicht klug zu seinem Vortheil brauchen, daß er es mit einer leichtsinnigen Gesellschaft zu thun hat? Er giebt lieber sein Innerstes auf, als es sich ganz allein und umsonst sauer werden zu lassen.

Höchst natürlich und wahrscheinlich nennen auch wir daher die Behauptung gegenwärtigen Programms: eine Tri- oder gar Tetralogie

habe keineswegs einen zusammenhängenden Inhalt gefordert, also nicht eine Steigerung des Stoffs, wie oben angenommen, sondern eine Steigerung der äußeren Formen, gegründet auf einen vielfältigen und zu dem bezweckten Eindruck hinreichenden Gehalt.

In diesem Sinne mußte nun das erste Stück groß und für den ganzen Menschen staunenswürdig seyn; das zweyte, durch Chor und Gesang, Sinne, Gefühl und Geist erheben und ergötzen; das dritte darauf durch Aeußerlichkeiten, Pracht und Drang aufreizen und entzücken, da denn das letzte zu freundlicher Entlassung so heiter, munter und verwegen seyn durfte als es nur wollte.

Suchen wir nun ein Bild und Gleichniß zu unseren Zeiten. Die deutsche Bühne besitzt ein Beyspiel jener ersten Art an Schillers Wallenstein, und zwar ohne daß der Dichter hier eine Nachahmung der Alten beabsichtigt hätte; der Stoff war nicht zu übersehen, und zerfiel dem wirkenden und schaffenden Geiste nach und

nach selbst gegen seinen Willen in mehrere Theile. Der Empfindungsweise neuerer Tage gemäß bringt er das lustige heitere Satyrstück: das Lager voraus. In den Piccolomini ehren wir die fortschreitende Handlung; sie ist noch durch Pedanterie, Irrthum, wüste Leidenschaft niedergehalten, indeß zarte himmlische Liebe das Rohe zu mildern, das Wilde zu besänftigen, das Strenge zu lösen trachtet.

Im dritten Stücke mißlingen alle Versuche der Vermittelung; man muß es im tiefsten Sinne hochtragisch nennen, und zugeben, daß für Sinn und Gefühl hierauf nichts weiter folgen könne.

Nun müssen wir aber, um an die von dem Programm eingeleitete Weise, völlig Unzusammenhängendes auf einander glücklich und schicklich folgen zu lassen, durch ein Beyspiel irgend eine Annäherung zu gewinnen, uns über die Alpen begeben, und uns die italiänische, eine dem Augenblick ganz gewidmete Nation, als Zuschauermasse denken.

So sahen wir eine vollkommen ernste Oper in drey Akten, welche, in sich zusammenhängend, ihren Gang ruhig verfolgte. In den Zwischenräumen der drey Abtheilungen erschienen zwey Ballette, so verschieden im Charakter unter einander als mit der Oper selbst; das erste heroisch, das zweyte ins Komische ablaufend, damit die Springer Gewandtheit und Kräfte zeigen konnten. War dieses vorüber, so begann der dritte Akt der Oper, so anständig einherschreitend, als wenn keine Posse vorhergegangen wäre. Ernst, feyerlich, prächtig schloß sich das Ganze. Wir hatten also hier eine Pentalogie, nach ihrer Weise der Menge vollkommen genugthuend.

Noch ein Beyspiel fügen wir hinzu: denn wir sahen, in etwas mäßigern Verhältnissen, Goldonische dreyaktige Stücke vorstellen, wo zwischen den Abtheilungen vollkommene zweyaktige komische Opern auf das Glänzendste vorgetragen wurden. Beyde Darstellungen hatten weder dem Inhalt noch der Form nach ir-

gend etwas mit einander gemein, und doch freute man sich höchlich, nach dem ersten Akt der Comödie, die bekanntbeliebte Ouverture der Oper unmittelbar zu vernehmen. Eben so ließ man sich, nach dem glänzenden Finale dieses Singaktes, den zweyten Akt des prosaischen Stücks gar wohl gefallen. Hatte nun abermals eine musikalische Abtheilung das Entzücken gesteigert, so war man doch noch auf den dritten Akt des Schauspiels höchst begierig, welcher denn auch jederzeit vollkommen befriedigend gegeben ward. Denn der Schauspieler, compromittirt durch seine sangreichen Vorgänger, nahm nun alles was er von Talent hatte zusammen, und leistete, durch die Ueberzeugung seinen Zuschauer im besten Humor zu finden selbst in guten Humor versetzt, das Erfreulichste, und der allgemeine Beyfall erscholl beym Abschluß auch dieser Pentalogie, deren letzte Abtheilung gerade die Wirkung that wie der vierte Abschnitt der Tetralogien, uns

befriedigt, erheitert und doch auch gemäßigt nach Hause zu schicken.

Zu Charon,
dem Neugriechischen.

So oft ich dies Gedicht vorlas, ereignete sich, was voraus zu sehen war: es that eine außerordentliche Wirkung; alle Seelen-, Geist- und Gemüthskräfte waren aufgeregt, besonders aber die Einbildungskraft: denn niemand war der es nicht gemalt zu sehen verlangt hätte, und ich ertappte mich selbst über diesem Wunsche.

Wenn es nun seltsam scheinen wollte, das Allerflüchtigste, in höchster Wildheit vorüber Eilende vor den Augen fest halten zu wollen, so erinnerte man sich, daß von jeher die bil-

dende Kunst auch eins ihrer schönsten Vorrechte im gegenwärtigen Momente den vergangenen und den künftigen und also ganz eigentlich die Bewegung auszudrücken, niemals aufgegeben habe. Auch im genannten Falle behauptete man, sey ein hoher Preis zu erringen, weil nicht leicht eine reichere, mannigfaltigere Darstellung zu denken sey: die Jünglinge die sich niederwerfen, das Pferd das einen Augenblick stutzt und sich bäumt, um über sie, wie der Sieger über Besiegte, hinauszusetzen; die Alten die gerade diese Pause benutzen, um heran zu kommen; der Unerbittliche, Tartar- und Baschkiren-ähnliche, der sie schilt und das Pferd anzutreiben scheint. Die Kinder am Sattel wollte man zierlich und natürlich angegeschnallt wissen.

Man dachte sich die Bewegung von der Rechten zur Linken, und in dem Raume rechts, den die Vorüberstürmenden so eben offen lassen, wollte man das Geheg, den Brunnen, Wasser holende Frauen, welche den vorbey

eilenden Sturm, der in ihren Haaren saust, schreckhaft gewahren, in einer symbolischen Behandlung angedeutet sehen.

Wichtig aber schien, daß beynah sämmtliche Freunde diese Vorstellung gern basreliefartig ausgeführt, und daher auch, gezeichnet oder gemalt, Farb' in Farb' vor Augen gebracht wünschten; welches bey näherer Erwägung auch für das Schicklichste gehalten ward, indem ja hier von Form und Charakter, keineswegs aber von Farbe die Rede seyn konnte, deren die Abgeschiedenen ermangeln. Nur die Landschaftsmaler verwahrten ihre Rechte und glaubten sich auch hieran versuchen zu dürfen.

Wir sind nicht mehr im Falle wie vor zwanzig Jahren, wo eine Zeit lang herkömmlich war, zu Ausarbeitung gewisser Aufgaben förmlich und bestimmt einzuladen, aber ganz unterlassen können wir nicht, aufmerksam zu machen auf einen Gegenstand, wo die höheren Kunstforderungen zu leisten seyn möchten.

Die Verbreitung nützlicher Kenntnisse zu fördern geeignet scheint folgendes bey Orell und Füßli und Comp. in Zürich herauskommendes Werk, von welchem die drey ersten Hefte vor uns liegen.

Bilder des Griechischen Alterthums, oder Darstellung der berühmtesten Gegenden und der wichtigsten Kunstwerke des alten Griechenlandes. Herausgegeben von J. Horner, Professor am Gymnasium zu Zürich.

Erwähnte drey ersten Hefte des Werks enthalten Situations-Charten und Prospecte der Gegenden um das alte Troja und von der Stadt Athen; andere Blätter stellen einige der ältesten Denkmale griechischer Baukunst dar, Cyclopisches Mauerwerk, das Schatzgewölbe des Atreus, wie auch das Löwenthor zu Mycenä und von späterm schon mehr gebildetem Geschmack den größern Tempel zu Pästum. Eine andere Tafel macht mit den drey griechi-

schen Säulenordnungen und noch Eine mit den verschiedenen Formen der griechischen Tempel bekannt. Ueber die Beschaffenheit der Malerey in den ältesten Zeiten unterrichtet die Abbildung eines uralten bemalten Gefäßes von gebrannter Erde. Kunde des alten Styls in der Bildhauerey geben Abbildungen von erhobenen Arbeiten und alten Münzen. Zwey Tafeln endlich stellen Bildnisse berühmter Personen des Alterthums dar. Aus dieser Inhalts-Anzeige ergiebt sich die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, welche in dem Werk zur Anschauung gebracht sind. Zufolge der Ankündigung dürfte das Ganze aus XII Heften, und also, weil jeder Heft 6 Bildertafeln enthält, aus ungefähr 70 derselben bestehen.

Alle Tafeln sind in lithographischer Manier gearbeitet von J. Brodtmann und die landschaftlichen Blätter besonders zierlich, deutlich, milde, kräftig und zart; auch verdienen die architektonischen Darstellungen viel Lob, vornehmlich ist die Abbildung des großen Tem-

pels zu Pästum Taf. XVIII. wohl gerathen, nicht weniger der Umriß eines Basrelifs im nachgeahmt alten Styl. Taf. XVII.

Die Erklärungen der Bildertafeln betreffend, so hat der Verfasser derselben Kunst- und gelehrte Kenntnisse in gleichem Maaße bewährt. Die Kürze dieser Erklärungen wird in der Vorrede durch die Absicht gerechtfertigt: „den Freunden des Alterthums und vorzüglich jüngern Philologen, eine nicht kostbare Sammlung von Blättern in die Hände zu geben, durch welche Sie zu anschaulichen Vorstellungen der Schauplätze großer Thaten, der Entwicklungspunkte griechischer Cultur und der Erzeugnisse derselben gelangen könnten.“ Es werden sonach Leser und Beschauer vorausgesetzt, denen einige Vorkenntnisse nicht abgehen und für welche eine kurze Andeutung schon genügt.

Spanische Romanzen,

übersetzt von Beauregard Pandin.

Sie wurden mir zuerst durch des Gesellschafters November-Heft 1822 bekannt. Die dort aufgeführten sind sämmtlich humoristischen Inhalts, deren wohlgelungene Uebertragung mich um so mehr ergötzte, als ich unter dem etwas fremdklingenden Namen einen Nachbarsmann voriger Zeiten zu entdecken glaubte. Sogleich wurden, da ich mich mit ähnlichen Gegenständen beschäftigte, folgende Gedanken aufgeregt und niedergeschrieben.

Man spricht so oft den Namen Volkslieder aus und weiß nicht immer ganz deutlich, was man sich dabey denken soll. Gewöhn-

lich stellt man sich vor, es sey ein Gedicht aus einer, wo nicht rohen, doch ungebildeten Masse hervorgetreten; denn da das poetische Talent durch die ganze menschliche Natur durchgeht, so kann es sich überall manifestiren und also auch auf der untersten Stufe der Bildung. Hievon ist so öfters gehandelt worden, daß davon weiter zu reden unnöthig seyn dürfte.

Nun möchte ich aber durch eine geringe Veränderung des Ausdrucks einen bedeutenden Unterschied bezeichnen, indem ich sage: Lieder des Volks, d. h. Lieder, die ein jedes Volk, es sey dieses oder jenes, eigenthümlich bezeichnen, und, wo nicht den ganzen Charakter doch gewisse Haupt- und Grundzüge desselben glücklich darstellen.

Verziehen sey es mir, daß ich, nach deutscher und nordischer Weise, etwas aushole und mich folgendermaßen erkläre:

Die Idee, wenn sie in die Erscheinung tritt, es sey auf welche Art es auch wolle, erregt immer Apprehension, eine Art Scheu,

Verlegenheit, Widerwillen, wogegen der Mensch sich auf irgend eine Weise in Positur setzt. Nun ist aber keine Nation vorzuführen, welche die Idee unmittelbar im allgemeinen und gemeinsten Leben zu verkörpern geneigt wäre als die spanische, die uns über das Gesagte die schönsten Aufschlüsse liefert.

Die Idee wie sie unmittelbar in die Erscheinung, in's Leben, in die Wirklichkeit eintritt, muß in so fern sie nicht tragisch und ernst wirkt, nothwendig für Phantasterey gehalten werden, und dazu, dahin verirrt, verliert sie sich auch, wie sie ihre hohe Reinheit nicht zu erhalten weiß: selbst das Gefäß, in welchem sie sich manifestirt, geht, eben wenn es diese hohe Reinheit behaupten will, darüber zu Grunde. Hier weisen wir hundert Mittelgedanken ab und wenden uns wieder zu unserer Rubrik.

Indem die Idee als phantastisch erscheint, hat sie keinen Werth mehr; daher denn auch das Phantastische, das an der Wirklichkeit zu Grunde geht, kein Mitleiden erregt, sondern

lächerlich wird, weil es komische Verhältnisse veranlaßt, die dem heitern Böswilligen gar glücklich zusagen. Ich müßte mich besinnen, um irgend etwas zu finden, das uns Deutschen in dieser Art gelungen wäre, das Mißlungene wird sich jeder Einsichtige selbst vorzählen; das Höchstgelungene dieser Art ist Don Quichote von Cervantes. Das was im höheren Sinne daran zu mißbilligen seyn möchte, verantworte der Spanier selbst.

Aber eben die uns vorgelegten Romanzen des spanischen Volkes, die freylich schon ein hohes Dichtertalent voraussetzen, leben und schweben durchaus zwischen zwey Elementen, die sich zu vereinigen trachten und sich ewig abstoßen, das Erhabene und das Gemeine, so daß derjenige, der auch darin west und wirkt, sich immer gequetscht findet, die Quetschung aber ist hier nie tragisch, nie tödtlich, sondern man muß am Ende lächeln und man wünschte sich nur einen solchen Humor, um dergleichen zu singen oder singen zu hören.

Kurz nachdem dieses niedergeschrieben, erhielt ich nun das Heft selbst, in welchem noch mehr dergleichen, wie ich sie nennen will eigentlich humoristische Balladen sich finden, so daß ihrer zusammen etwa neun, von welchen das Obgesagte gelten könnte, sämmtlich als unschätzbar in ihrer Art anzusprechen sind.

Allein die Sammlung beschränkt sich nicht hierauf: beliebter Kürze willen möchten wir sagen: sie umfaßt tragische, komische und mittlere; alle zusammen zeugen von Großheit, von tiefem Ernst und einer hohen Ansicht des Lebens. Die tragischen gränzen durchaus an's Grausenhafte, sie rühren ohne Sentimentalität, und die komischen machen sich Spaß ohne Frechheit und führen das Lächerliche bis in's Absurde, ohne deshalb den erhabenen Ursprung zu verläugnen. Hier erscheint die hohe Lebensansicht als Ironie, sie hat sogleich etwas Schelmisches neben dem Großen und das Gemeinste wird nicht trival. Die mittleren sind ernst und bewegen sich in leidenschaftlichen, ge-

fährlichen Regionen; aber, entweder durch irgend eine Vermittelung, und, wo das nicht gelingt, durch Resignation, Kloster und Grab, werden sie abgeschlossen. Alle zeugen von einer Nation, die eine reiche Wirklichkeit und darin ein geistreiches Leben besaß und besitzt.

Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker, auf Befehl des Ministers für Handel, Gewerbe und Bauwesen. Berlin 1821. 1823.

Von diesem so kostbaren als schätzenswerthen Unternehmen haben wir schon in des dritten Theils drittem Stück Seite 176 gebührende Anzeige gethan. Es wird herausgegeben von der technischen Deputation der Gewerbe und ist nicht im Handel. Es besteht in drey Abtheilungen; die erste enthält architektonische und andere Verzierungen; die zweyte Geräthe, Gefäße und kleinere Monumente;

die dritte Verzierungen für Teppiche und Muster für Wirkerey im Allgemeinen.

Von jedem dieser dreye sind abermals merkwürdige Blätter in der zweyten Lieferung enthalten, die wir durch besondere Gunst das Glück haben vor uns zu sehen, und wollten wir bedauern, daß gerade bey nicht zu verzögrendem Abschluß des letzten Bogens uns keine Zeit übrig bleibt, das Einzelne nach Würden zu schätzen; so erheitern wir uns mit dem Gedanken, daß wir bey der gegenwärtigen Lieferung den Beyfall und die Bewunderung wiederholen müßten, die uns von der vorigen abgenöthigt wurden; ja dies nicht allein, wir müssen bekennen, daß ein höchst sorgfältig begonnenes Werk mit größter Sorgfalt fortgeführt worden, so daß man sich wirklich enthalten muß, die zweyte Sendung nicht höher als die erste zu schätzen.

Möge von Ausstellung zu Ausstellung, von deren glücklichen Vorzügen uns Berliner Freunde jederzeit unterhalten, die Wirksamkeit eines so bedeutenden Unternehmens immer deutlicher

werden. Wie denn durch das Anschauen solcher Muster der gute Geschmack sich bis in die letzten Zweige der technischen Thätigkeit nothwendig ergießen, und der hohe Beförderer, die Leitenden und Ausführenden mit gar schönen Kunst- und Sittenfrüchten sich belohnt sehen müssen.

Lalla Ruhk.

Auf dem Königl. Schlosse zu Berlin wurde am 27. Januar 1821 bey der Anwesenheit J. J. K. K. H. H. des Großfürsten Nicolaus und der Großfürstin Alexandra Feodorowna ein großes Festspiel mit Gesang und Tanz aufgeführt. Die Grundzüge der Darstellung waren aus der, unter obigem Titel, bekannten Dichtung des Th. Moore entlehnt; Decorationen und Anordnungen der Gruppen waren von der Erfindung des Herrn Geh. Raths Schinkel, die Gesänge oder Romanzen zur Erklärung des eigentlichen Sinns der Gruppen vom

Herrn Bibliothekar Dr. Spiker, und die Musik vom Ritter Spontini; dabey hatte sich Herr Graf Brühl um die Sache mannigfaltig, besonders durch Angabe der verschiedenen Costume, verdient gemacht. Ein solches Zusammenwirken von Talenten und Aufwand, welchen so viele vornehme hohe und höchste Personen bey dieser Gelegenheit zu machen beliebten, mußte wohl eine Festlichkeit von ausgezeichneter Art hervorbringen.

Das vorliegende Werk enthält erstlich die Beschreibung des Fests und Nennung der mimisch darin aufgetretenen Personen; zweytens das bey dem Feste ausgetheilte Programm; drittens die Gesänge, und viertens die Beschreibung der Costume. Hierauf folgen zwey und zwanzig colorirte Kupfertafeln, jede zwey, auch wohl drey Figuren enthaltend und mit großer Sorgfalt auf die Weise costumirt wie die Darstellung solches erforderte. Zuletzt kömmt noch eine große Kupfertafel, welche den Festaufzug im Ganzen oder wenigstens die Hauptfiguren

desselben darstellt, ebenfalls colorirt. Alle diese Kupfertafeln sind zierlich gezeichnet und gestochen, auch mit mehrerem Fleiß als bey solchen Werken gewöhnlich zu geschehen pflegt ausgemalt, also daß eines mit Geschmack angegebenen und mit würdiger Pracht ausgeführten Festspieles Andenken hierdurch auf eine würdige Weise erhalten worden.

Von Berlin, am Sonnabend vor Ostern 1823.

— — Was eine gründlich natürliche Darstellung eines siebzigjährigen allgemein bekannten, viele hundertmal aufgeführten Werkes, eines sichern Eindrucks fähig sey, war gestern wieder an sämmtlichen Zuhörern des Todes Jesu auffallend zu bemerken. Rammlers Gedicht sey wie es will, und Grauns Musik auch, genug ihr Werk hat sich ein Volk, einen Glauben erschaffen, dem alles Nacherschaffene nichts anhaben kann, wie man sich auch

für Neueres, ja Besseres, Zeitgemäßes zu stimmen denkt.

Nach Berlin. In dem vierzigsten Stück und folgenden der Haude-Spenerischen Berliner Nachrichten finden wir unsern Theaterfreund und Sinnesgenossen sehr vergnüglich wieder, wo er vieljährige Erfahrung und geistreiches Urtheil abermals recht anmuthig walten läßt. Möge er doch fleißig fortfahren und ein billiger Raum seinen gehaltvollen Worten gegönnt seyn. Uebrigens wird er sich keineswegs irre machen lassen: denn wer mit Liebe treulich einem Gegenstand funfzig Jahre anhängt, der hat das Recht zu reden und wenn gar niemand seiner Meynung wäre.

Noch eins muß ich bemerken. Man hat ihn aufgefordert: wie über das Theater, auch über das Publicum seine Meynung zu sagen; ich kann ihm hiezu nur unter gewissen Bedingungen rathen. Das lebende Publicum gleicht einem Nachtwandler, den man nicht aufwecken

soll; er mag noch so wunderliche Wege gehen, so kommt er doch endlich wieder in's Bette.

Indessen gedenk' ich gelegentlich einige Andeutungen zu geben, die, wenn sie dem Einsichtigen zusagen und ihn zu gewissen Mittheilungen bewegen, von dem besten Erfolg für uns und andere seyn werden.

Aufklärung.

Auf Seite 44 des gegenwärtigen Heftes findet sich ein Sprüchlein, das man nicht gern weder unter die eigenen noch unter die angeeigneten zählen möchte; deswegen hier einige Erläuterung zu geben wäre, wie sich solches in die ernstere Gesellschaft geschlichen; es heißt:

„Wenn man alle Gesetze studieren sollte, so hätte man keine Zeit sie zu übertreten."

Ich kenne so fleißige und eifrige Leser meiner Schriften, die bey wenigem Nachdenken gleich entdecken würden, wohin dieses Paradoxon eigentlich gehöre; da nun aber dies vom

größern Publicum nicht zu erwarten ist, dem ich doch auch Rechenschaft schuldig bin, so will ich nur gestehen, daß diese verwegenen Worte dem neapolitanischen Prinzeßchen angehören, Worte, welche ich in meiner italiänischen Reise vergessen und wie sie mir wieder einfielen auf ein Zettelchen geschrieben hatte. Dieses kam zufällig unter andere ernstere und mehrbedachte Blättchen, es schlich sich ein und zog so sachte mit fort, bis es endlich zum Druck gelangte. Dieser Zufall aber, dieses Uebersehen giebt mir Gelegenheit auszusprechen, wie anmuthig und geistreich dieser eingestreute Scherz sich damals erwies.

Jene heitere Schöne war leibliche Schwester von Filangieri, welches ich am angeführten Orte verschwieg. Ein leidenschaftlich ernster Mann wie er war, eingenommen von dem Thema, das er so ausführlich behandelt hatte (denn es standen schon zehen Bände über Gesetzgebung von ihm gedruckt) war geneigt mit einem jeden, dem er sein Vertrauen schenkte, aufrichtig und eindringlich über die Mängel der

Gegenwart und über die Hoffnung einer bessern Zukunft zu sprechen. Da er nun einst der Schwester, die ganz andere Dinge im Sinne hatte, mit einem Gespräch von Gesetzen und aber Gesetzen in die Quere kam, fuhr sie mit jenem Spruche heraus, den man ihr, zu so viel anderem, wegen sonstiger Anmuth gar gern verzeihen wird, ohne sich als guter Staatsbürger denselben im mindesten anzueignen.

Sicherung meines literarischen Nachlasses.

Obgleich der Winter und besonders ein strenger, wie der vergangene, solchen Arbeiten, wo man Papiere und Documente an vielen Orten zusammen suchen soll, keineswegs förderlich seyn kann, so ist doch selbst in dieser Jahrszeit jenes Geschäft nicht unterbrochen, sondern so weit vorwärts geführt worden, daß den Sommer über ein bedeutender Vorschritt möglich ist.

Das Hauptsächlichste vorerst aber wird seyn, die bereits schematisch, von der Zeit an wo die ausführlichern Bekenntnisse aufhören bis auf den heutigen Tag, niedergeschriebene Chronik im Ganzen näher zu bearbeiten und im Einzelnen epochenweise dergestalt auszuführen, daß mir selbst, wenn mir die Arbeit fortzusetzen vergönnt ist, oder auch einem Dritten, der sie nach mir unternähme, in die Hände gearbeitet sey; wie ich denn jetzo die Jahre 1807, 1808 und 1809 in dieser Art versuchsweise vorgenommen. Dieses Geschäft wird nunmehr, da wir an die Kostbarkeit der Zeit und an die Möglichkeit so mancher Zufälligkeiten ernstlich erinnert sind, lebhafter betrieben werden.

Ferner wird diesen Sommer eine große Masse sowohl von abgesendeten als eingegangenen Briefen durchgesehen und, wie sie den Jahren nach schon verwahrt sind, geheftet, in sofern dies noch nicht geschehen ist. In Bezug auf die Chronik erhalten sie doppelten Werth und sichern Einfluß, so daß, besonders

von 1797 an, sich kaum eine Lücke finden wird. Wir hoffen im nächsten Stücke von Kunst und Alterthum unseren Freunden hievon schon nähere Rechenschaft geben zu können.

Dankbare Gegenwart.

Der erste Aufblick nach einer schwer überstandenen Krankheit ins Leben, erregte mir die angenehmste aller Empfindungen: eine allgemeine Theilnahme kam mir entgegen, und ich fühlte das höchste Glück sogleich heiter und gut gestimmt das mir Gegönnte vollkommen zu verehren. Die Sorgfalt meiner nächsten Umgebung wußte ich schon während der Krankheit würdig zu schätzen, da mir die Fähigkeit das Gegenwärtige zu beachten niemals genommen war. Hieran schloß sich die deutlich ausgesprochene Neigung meiner hohen Gönner und sämmtlicher Mitbürger, daß ich wirklich einiger Mäßigung brauchte, um hievon nicht allzulebhaft gerührt zu werden; und so em-

pfing ich denn nach und nach bescheiden auch von außen eben solche Zeugnisse, daß man meiner gedenke, daß man meinem Daseyn einigen Werth beylege. Und hier ist Bedürfniß, ja Schuldigkeit auszusprechen, verehrend und traulich dankbar zu erwiedern, wenn vom Thron bis zur Hütte mir unschätzbare würdige liebevolle Zeugnisse begegneten.

Freunde, nach langem Schweigen, belebten das Verhältniß auf's neue; gar manche Schriftzüge erinnerten mich an würdige vorige Zeiten und Verhältnisse; ja was von der größten Bedeutung zu seyn scheint, Personen, die einigen Widerwillen gegen mich hegten, (denn wie manchen Freund verletzt man nicht in dem so verworrenen als flüchtigen Leben, das uns zwischen Pflicht und Leichtsinn, zwischen Zerstreuung und Sorge, zwischen Beschäftigung und Zeitverderb hin und herbewegt) wandten sich wieder zu mir, die alte Neigung trat hervor, das Gefühl des Zusammenseyns auf Erden und des daraus entspringenden Glücks behielt die Oberhand, und ich sehe die schönsten

Verhältnisse wieder hergestellt, deren Entbehrung mir oft empfindlich fiel. Gar Manches hiebey, was die Persönlichkeiten zu nahe berührt, geziemt sich zu verschweigen, Anderes aber darf wohl freudig dankbar anerkannt werden.

Ich vernahm von freundlichen Gastmahlen, bey welchen man festlich dem Aesculap einen Hahn geopfert, von andern mehr zufällig durch eingegangene Nachricht von meiner Wiedergenesung erregten fröhlichen Augenblicken. Herzliche Lieder, geistreich poetische Darstellungen erquickten mich; und auch an sinnlicher Labung wollte man es mir nicht fehlen lassen. Die Früchte ferner Gegenden gelangten zu mir und erneuerten die Empfindungen einer frischen Kindheit.

Und so sollte mir denn auch ein anderer gemüthlicher Kunstgenuß bereitet seyn. Das hiesige Theater, welches unter einer neuen Regie sich einer neuen Epoche zu erfreuen hat, wollte diese Hoffnungen sogleich beleben durch die Aufführung des Tasso, welche mit einem sinnig-herzlichen Bezug auf meine Zustände be-

gann, und ganz wie in vorigen Zeiten glückte, wobey sich denn das Publicum sowohl dem Verfasser als den Schauspielern günstig erweisen konnte.

Die Anmeldung des wohlgelungenen Unternehmens unmittelbar nach der Aufführung war liebenswürdig überraschend und dem Wiedergenesenden die anmuthigste Erscheinung.

Kurz darauf kam mir Lord Byron's Werner zuerst in die Hände, ich sah vor Augen, was mir schon angekündigt war; der Dichter ohne Gleichen widmete mir eins seiner vorzüglichsten Werke, und einer solchen Auszeichnung find' ich mich nur dadurch werth, daß seit vielen Jahren eins meiner angenehmsten Geschäfte ist: das Verdienst eines so außerordentlichen Mitlebenden treulich und gründlich zu schätzen und seinen Gang zu verfolgen, wie ich ihm denn seit seinen English Bards and Scotch Reviewers anhaltend Gesellschaft geleistet.

Auch im Wissenschaftlichen erhielt ich die schönsten Zeugnisse des Andenkens und Theil-

nehmens mit Aufforderung zur Theilnahme. Unter dem Vorsitz des Herrn Grafen Caspar Sternberg verlieh mir die Gesellschaft des Prager Museums den Charakter eines Ehrenmitglieds, und knüpfte mich noch mehr an eine Anstalt, der ich von ihren ersten Anfängen an zugethan gewesen und aus wahrhafter Neigung zu ihrem würdigen Stifter und Beförderer manche Früchte meiner böhmischen Naturstudien gewidmet hatte.

Zu gleicher Zeit kommt mir vom Rheinstrom her neue Freude: zwey Männer, deren geregelte Thätigkeit ihrer umfassenden richtigen Ansicht gleich ist, wovon ich den einen als ältern verbündeten Freund, den andern als glücklich neuerworbenen wohl ansprechen darf, die Herren Nees von Esenbeck und von Martius vereinigen sich, mir eine bedeutende, von hoher Hand in fernen Gegenden gewonnene Pflanze zuzuschreiben und meinem Namen dadurch in dem sich immer weiter ausdehnenden Naturkreise, worin ich mich nach

meiner Art lebenslänglich bewege, ein ehrenvolles Denkmal aufzustellen.

Ganz unvorbereitet sodann ereignet sich Folgendes: ein deutscher Naturforscher, Herr Prof. Schwägrichen, gelangt nach Edinburgh und bringt die Nachricht von meiner Genesung; die dortige Gesellschaft der Wissenschaften zeichnet meinen Namen als eines einstimmig gewählten auswärtigen Mitgliedes sogleich in ihr Buch ein, und ich erwarte mit Bescheidenheit das Diplom unterzeichnet von der Hand eines von mir so studierten als von der Welt anerkannten Schriftstellers.

Alles dieses und gar manches Andere regt mich zur Prüfung auf, wie ich so große Beweise von entschiedener Theilnahme nur einigermaßen dankbar erwiedern könne? Ich beantworte mir diese Frage auf das einfachste: auf eben die Weise wie ich sie gewonnen habe, durch eine ernste, treue, redliche Wirkung nach außen, die sowohl meinem Vaterland als dem Auslande zu Gute käme. Ueberzeugt bin ich,

daß dieser schöne Zweck sich durch einen friedlichen Betrieb am sichersten erreichen lasse, worauf denn mein Augenmerk vorzüglich gerichtet bleiben wird.

Da es scheint, daß aus diesem schweren leiblichen Kampfe mich der Allwaltende hat mit genugsamen Geistes- und Gemüthskräften wieder hervorgehen lassen, so ist es meine Pflicht an sorgfältige Verwendung derselben fortwährend zu denken. Unterdessen darf ich, bis mir vielleicht etwas Größeres gelingt, meinen entfernten Freunden, die sich mit mir unterhalten mögen, sowohl die auf Kunst und Alterthum als auf wissenschaftliche Gegenstände bezüglichen Hefte zutraulich empfehlen, in welchen ich so wie bisher, wo nicht nach entschiedener Ordnung, doch immer nach dem jedesmaligen Interesse, von meinen Beschäftigungen aufrichtig frohe Rechenschaft zu geben hoffe.

Bilder des griechischen Alterthums S. 168
Spanische Romanzen übersetzt = — 171
Vorbilder für Fabrikanten und Hand=
werker = = = = = — 176
Lalla Rukh = = = = = — 178
Von Berlin = = = = = — 180
Nach Berlin = = = = — 181
Aufklärung = = = = = — 182
Sicherung meines literarischen Nach=
lasses = = = = = — 184
Dankbare Gegenwart = = = — 186

Seite 7 wäre die Lücke der letzten Zeile auszufüllen wie folgt:

Feyert prächtig heute ja

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goethe, Johann Wolfgang <<von>>,

Ueber Kunst und Alterthum

Bd.: 4,2

(1823)

Coburg, Landesbibliothek -- B I 10/28
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11915501-7